

P.o.germ.

331

H. W. In"spn. p. 161.
P. O. germ. 331.



~~g. l. 4069. b.~~

<36623716690010

<36623716690010

Bayer. Staatsbibliothek

}}
S

Der
Eremit und der Fremdling

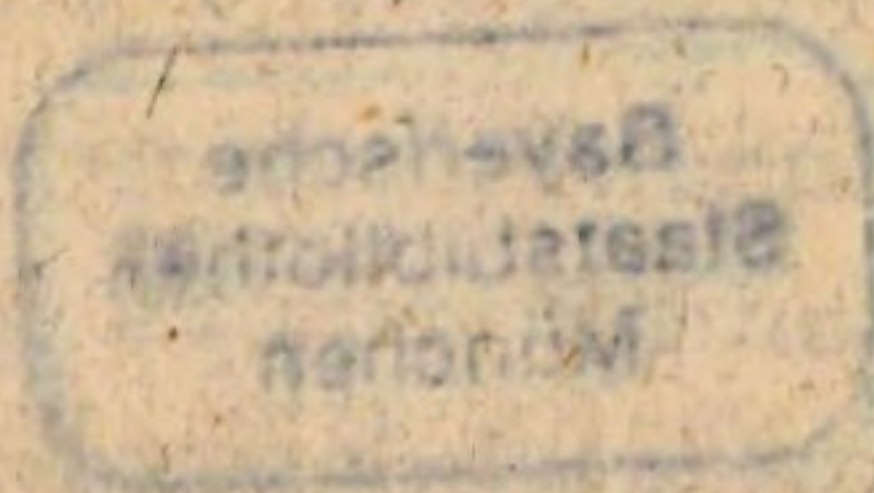
G e s p r ä c h e

über das

Heilige und die Geschichte

von

C. A. Eschenmayer.



E r l a n g e n

in der Waltherschen Kunst- und Buchhandlung.

1 8 0 5.

Der

Fremde und der Fremdling

Geschichte



von

C. A. Bachmann



Verlag

in der Weyhmannschen Buchhandlung

1853

Erstes Gespräch.

Fremdling.

Zürne nicht dem holden Knaben, der mich zu dir führte. Dein Verbot, dich nicht den Leuten und die Leute dir nicht zu zeigen, ist mehr durch Zufall als durch Vorsatz übertreten worden. Getrieben von der Lust an den Schätzen des Frühlings verirrte ich mich in diese unwegsame Gegend. Ich traf diesen Knaben traurig und matt an diesem Bach, die Ursache seines Kummers warst du, denn einer Ziege nacheilend, welche sich von seiner Heerde verlor, versäumte er die Zeit, dir das Mittagessen zu bringen. Ach, sagte der Kleine, heute ist die Reihe an mir, dem guten alten Manne auf dem Berge Speise zu bringen und schon ist der Mittag vorüber. Dieß ist die erste Kunde, welche ich von dir vernahm. Mir nur halb genügend, was ich hörte, fragte ich weiter, er aber schon halb

bereuend, was er hören liefs, schwieg und wollte davon eilen. Ich hielt ihn und entlockte dem schüchternen Knaben mit schmeichelndem Ungestüm alles, was er von dir wufste. Durch ihn hierher geführt, versprach ich ihm, seine Schuld auf mich zu nehmen und wenn du in der That die Güte hast, welche dein freundlich - ruhiges Aug verheifst, so lafs es ihn nicht entgelten. Zürne auf mich, der getrieben durch Neugierde, dich kennen zu lernen, hieher kam. Es ist keine Neugierde für eine fremde Menschengestalt, sondern für den Geist, welchen sie umhüllt. Vielleicht hast du die Güte, mich mit einigen Erfahrungen, welche du in diesem einsamen Aufenthalt der Natur abgelernt hast, vertrauter zu machen und mich mit einigen Schätzen von ihr zu bereichern. Willst du mir daher vergönnen, einige Fragen an dich zu machen?

Eremit.

Fremdling! Dem Zufall, welcher uns hier zusammen führt, kann ich nicht zürnen, auch meinem kleinen Famulus nicht, und deine Neugierde ist verzeihlich. Deine Gestalt und deine Rede versprechen mehr, als
daß

daß ich dich unter die Menschen zählen sollte, welche den Mann mit dem langen Barte anstaunen und das Sonderbare seiner Lebensart nicht begreifen können. Solchen Leuten entziehe ich mich gern und möchte um alles in der Welt kein Gegenstand des Angaffens werden. Allein ich hasse, ob es gleich das Anscheinen hat, die Menschen nicht und noch schweben die Freuden des geselligen Lebens an mir vorüber, wie die freundlichen Schatten der Vorzeit. Schon dreyssig Jahre verleve ich hier ungestört. Aus den beyden Hütten, unten am Berge, theilen einige Hirtenfamilien ihre köstliche Milch und das herrliche Brod, was sie selbst ziehen und pflanzen, mit mir und aus der Quelle schöpfe ich mir selbst. Die Kinder der Hirten bringen mir wetteifernd die Speise auf den Berg, sie spielen gerne mit meinen grauen Locken und streicheln meinen Bart. Ich mache ihnen zuweilen eine ländliche Freude, spiele auf einer Harfe und singe ein Lied. Heute ist der Knabe, den du fandest, um diese Freude gekommen und dieß mochte ihn traurig machen. Siehe Fremdling! So schwinden mir des Alters grämliche Tage dahin, einförmig und arm an äufserm Genuß, reicher vielleicht und lebendiger an innerm. Im Anfang mei-

nes

nes Aufenthaltes zog mich eine starke Kraft
 ins gesellige Leben zurück und ich behorch-
 te noch mit geheimer Lust auch die unge-
 wisse Kunde von den Thaten der Menschen.
 Denn kein trübes und unrühmliches Geschick
 entfernte mich von menschlicher Gesellschaft.
 Aber nach und nach wurde ich mit meiner
 Wildniss vertrauter. Ich fand an diesem gut-
 gelegenen Berge alle die Stellen auf, welche
 die verschiedenen Bilder meiner Phantasie be-
 leben konnten. Mein Fleiß vermischte sich
 mit der Natur. Ich baute mir einige Hütten,
 pflanzte Fremdes zu Einheimischem, ver-
 schlang die widerstrebenden Aeste zu Schat-
 tengängen, lüftete meinem Auge hier eine
 reizende Aussicht und verbarg dort die nack-
 ten Wände des Felsen. Abwechselnd verband
 ich das Heitere mit dem Düstern, das Man-
 nigfaltige mit dem Einförmigen, und um
 dem Ganzen Reitz und Leben zu geben, sam-
 melte ich die Quellen, welche reichlich aus
 dem Berge entspringen, in eine Urne und
 leitete aus ihr den stärkern Quell sich in
 Krümmungen schmiegend durch meine Pflan-
 zungen hin. Ueberall sah ich, wie Farbe
 und Gestalt zu höherer Schönheit in einan-
 der überfloß, wie allmählig die alte Wild-
 niss mit der ewigen Jugend meiner Phanta-
 sie

sie sich verschwisterte und das Einzelne schon den Abdruck des Ganzen meiner Seele vor-
spiegelte. Nach und nach lernte ich auch das süsse Gespräch an die Blumen und das sinnige Verweilen am Bach und am Abhang des Felsen. In den Liedern des Hains tönten mir die Accorde einer höhern Musik zurück. In den Schattenhallen durchdrang mich der heilige Schauer und die Waldgeister lehrten mich die stumme Sprache seliger Gefühle. Ahndend suchte ich oft jenen ewigen Ring, in welchem vom seliger Liebe umgürtet, alles unsterbliche Leben zusammenfließt. So stieg allmählig mein Geist vom Sinnlichen zum Nichtsinnlichen, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren empor. Geweckt und gebildet von der Natur trug ich meine Bildungen wieder in sie hinein, ihre hohe Lehre gab ich ich ihr in ähnlichen Abdrücken zurück, Geschöpf und Schöpfer zugleich lebte ich glückliche Tage im wechselseitigen Tausche meiner Empfindung und meiner Ideen. So genieße ich schon lange die belohnenden Früchte; waren meine Glieder vormals durch Arbeit gestärkt, so sind sie es jetzt durch Ruhe in ihrer selbstgepflanzten und lebenswürdigen Heimath. Nun vermisse ich nicht mehr das gesellige Leben und schönere Reitze als
die

die verlornen blühen in meiner Seele auf. Eure Welt, o Fremdling! von welcher du herkommst, kenne ich jetzt nicht mehr. Dunkel schwebt sie mir noch vor, wie eine verworrene Hieroglyphe, deren Sinn am Endlichen unendlich sich darstellt. Vergönne mir daher, dich um die Thaten der Menschen zu fragen, damit ich das abgerissene Stück der Zeit, welches ich in meiner Einsamkeit verlebt, wieder an den verlornen Faden der Geschichte anknüpfen und dieselbe ergänzen kann. Denn es ist billig, daß wir Gleiches mit Gleichem austauschen — daß ich dir erzähle, was mich die Orakel der Natur und du mir, was dich die Orakel der Menschen lehrten. Aber, guter Fremdling! Du bist ausgegangen, dich mit den Schätzen des Frühlings zu bereichern, wirst du deine Zeit nicht einem unsichern Gewinn aufopfern?

Fremdling.

Vortrefflicher Greis! Ernst und weise fließt dir die Rede von den Lippen und das Heilige der Einsamkeit ist unverkennbar ihr eingedrückt. Mit welchen Zügen schilderst du ein Leben, welches bisher von den Menschen

schen unbeneidet geblieben und so wenig scheinbaren Werth in sich trägt. Aber, sage mir, ist es nicht dein eigener Geist, welcher das in die Natur erst überträgt, was er von ihr entlehnt zu haben vorgibt und würde der mit minderer Kraft versehene im Tausche seiner Empfindung und seiner Ideen auch das finden, was du so innig aussprichst? Wäre es mir vergönnt, von dir die Entwicklung alles dessen zu vernehmen, was in deinem Geist schon als Resultat fertig da liegen muß, so würde ich die Schätze des Frühlings gern dafür hingeben und wenn deine Güte mir Speise und Lager reichen will, einige Tage bey dir verweilen.

Eremit.

Sehr gerne will ich dir reichen, was du begehrst und wie ich es vermag. Aber laß uns jetzt der noch mild erwärmenden Frühlingssonne nachgehen an die Abendseite des Berges und hinabsteigen ins Thal, wo dich eine kleine Hütte aufnehmen und mit schmackhafter Butter und Brod bewirthen soll. Inzwischen laß mich, guter Fremdling, der du von den Menschen herkommst, vernehmen, was du unter ihnen findest, was sie treiben
und

und pflanzen, was sie lieben und hassen und wohin ihr Streben gerichtet ist? Laß mich hören von dem Kampf zwischen äußerem, Geschick und innerer Leidenschaft, welcher zwar nie ruht, aber so oft er auch erneuert wird, immer wieder durch das gesellige Band der Gesetze und guten Sitten gemäßigt wird. Rede mir auch, wie es um euer Wissen steht, von dem Glück eurer Systeme und dem Wechsel der Meynungen und laß dich es nicht verdriessen, wenn ich dich zuweilen fragend unterbreche. Denn schon lange ist es, daß ich kein Wechselgespräch mehr führte und daß meine Rede den geselligen Wohlklang verlor. Ernst ist mir zur Gewohnheit und stumme Andacht zur Sitte geworden. Einförmig sind die Töne der Natur und einfach ist die Sprache der Einsamkeit. In ihr ist die Sucht, sich mitzutheilen, erloschen, der Gedanke ruht in sich selbst und sucht, sich verständlich zu machen, keine äußere Hülle. Halte mir es daher zu gut, wenn ich zuweilen es schwer finde, meine Gedanken in Worte zu kleiden und den Versuch mache, den Sinn des Höhern und Wahren in ähnlichen aber niedern Bildern auszudrücken, wie jede neue Uebung in einer Sache es mit sich bringt. Halte dich nie an das Wort,
das

das willkührlich entstanden, sondern an den Sinn, der nothwendig aus dem Zusammenhang fließt. So schwer es auch seyn mag, die Anschauung des Großen und Erhabenen in sich zu beleben, so ist es doch noch schwerer, ebendieselbe durch sterbliche Worte in andern zu erwecken. In meiner Harfe ruht die Harmonie in ihrer größten Mannigfaltigkeit, aber die Kunst, sie anzusprechen, ist nur im Künstler. Wie sich der zarte Griff meiner Finger zur Harmonie verhält, so verhält sich das Wort zu jener lebendigen Anschauung. Wie du aber, wenn du des sanften Griffes ganz Meister bist, noch keine Harmonie hast, eben so hast du durch das Wort noch keine Anschauung.

Vor allen Dingen aber, wenn du anders zu freundschaftlicher Theilnahme gestimmt bist, erzähle mir, Fremdling! welches Geschick und welche Bestimmung dir zu Theil wurde?

Fremdling.

Verehrungswürdiger Greis! Einladend ist deine Rede und beglückend ihre Gesinnung. Ich folge ihr, weil du verzeihen wirst, wenn
ich

ich Dinge von geringem Werth und deiner unwürdig dir vortrage. Was ich dir erzählen kann, ist die Mähre der neuen wie der alten Welt. Denn nicht müde wird unser Geschlecht, in dem einförmigen Rade die alte Last auf- und abzuwinden, und die karge Spanne Zeit an Lust und Genuß auszumessen. Was sie säen und pflanzen, das mäht die Gegewart ab und was sie in ihrer Leidenschaft lieben und hassen, das zernichtet, da es ohne Dauer ist, sich selbst, wie die stürmische Woge des Oceans, welche bey ruhigem Winde sich von selbst wieder ebnet. Doch — du forderst, guter Eremit! daß ich zuerst die Rede auf mich selbst lenke. Auch erinnert mich gerade hier der Blick auf jene trauliche Hütte dort unten im Thal, zu welcher wir unsern Weg nehmen, an meine eigene Freundin — an meine Kloster-Zelle.

Mein Name ist Alfonso. Den frühen Verlust meiner Eltern und Wohlthäter kaum betrauernd, wurde mir das Loos in dem Kloster beschieden. Liebe zur Mäßigkeit, zu den Büchern und zur unbefangenen Beobachtung der Natur waren die ersten Sprößlinge dieses abgesonderten Lebens. Getilgt alle Reitze von aussen nahm meine Empfänglichkeit nach
in-

innen zu und was ich an dem raschen Gang des Iünglingsalters, an der Tauglichkeit zum öffentlichen Beruf und überhaupt an der Energie des Wirkens und Thuns einbüßte, das ersetzte mir das ruhige ungestörte Nachsinnen über das, was wahr und gut ist. Nicht weniger mühsam ist diese Bahn, wie jene, aber belohnender ist sie; denn immer tiefer in mich zurückkehrend verschwand mir der unselige Trieb und die Neigung nach aussen. Ruhig und friedlich wurde es nach und nach in meinen Sinnen und die Bilder, welche sie mir lieferten, verlohren die Farbe der Leidenschaft. Fünf Jahre mochten es etwa seyn, welche ich nöthig hatte, das Vortrefliche, was weise und edle Männer dachten und thaten, mir einzuprägen, das Schöne meinem Auge anzugewöhnen und die Beobachtung von dem Irrthum der Sinnen freyer zu machen. Diese fünf Jahre lebte ich von der Fülle der Poëten und Philosophen alter und neuer Zeit und abwechselnd mit diesen von dem Reichthum der Natur. Willig gab ich mich hin wie die neugeborne Unschuld dem fremden und ungewohnten Lichte, welches noch durch seinen höhern Glanz mein eigenes zurückhielt. Aber du, forschender Greis, der du die Werke des Geistes kennest, kennst auch

auch die Stufen, welche er durchzulaufen hat, um zu sich selbst zu kommen. Iene anders geschaffene Welt der Dichter verschwand mir vor dem Verstand, welcher nur das in Begriff und sinnlicher Anschauung gegebene anerkennt und in ihm den Schein von dem Wesen auf immer zu trennen meynt. Die innersten Gründe philosophischer Sätze und Begriffe suchte der Beweis auf, welcher keinen andern Richterstuhl gelten läßt, als sich selbst. Was jetzt in mich einging, übergab ich der Kritik und sah mit Verwunderung, wie bey näherer Beleuchtung es so oft ganz anders aussah, als der erste Anblick es lehrte. Aber ich prüfte und analysirte so lange, bis in der That oft nichts mehr vorhanden war, als das leere grammatische Subject. Schönheit schien mir das bloße Werk gleichmäßiger Sinnenreitze und Wahrheit die todte Form eines in seine letzte Keime zerlegten Begriffs zu seyn.

Dieser Zustand des Erwachens zu eigener Reflexion war peinigend und noch mehr, da mich der Zweifel über das Erhabene und Göttliche mit Ungestüm ergriff. Der Dienst, zu dem ich eingeweiht war, schien mir nicht viel besser als eine Traumdeuterey erfunden,
um

um unter dem Schein des Geheimnißvollen zu täuschen. In dieser Periode sagte ich oft zu mir — wärest du lieber in den Strom des öffentlichen Lebens mit fortgerissen worden und zu einer Bestimmung gelangt, welche für die menschliche Gesellschaft einen reellern Werth hat! Wozu nützt diese Abgezogenheit, welche dem Müssiggang so ähnlich sieht? Wenn das Wissen ein Traum ist, so hat doch das Handeln Realität und der Erfolg ist so gewiß, als die That. Wenn das Uuiversum und den Organism in ihren Bedingungen zu kennen, ein eitler und vorgespiegelter Wahn des Menschen ist, so ist doch die Geschichte der Menschheit und die Gemeinschaft vernünftiger Wesen gewiß, und der Mensch, welcher als thätiges Glied in den Plan dieses Ganzen eingreift, so niedrig auch seine Stelle seyn mag, ist doch wenigstens etwas werth.

Dieser Zustand, in welchem Gewissheit und Zweifel wie Licht und Schatten abwechselten, dauerte eine der vorigen gleiche Periode; aber eine schönere trat jetzt hervor. Denn die Reflexion, wenn sie einmal erwacht ist, ruht nimmer und unterläßt nicht, sich an das Höchste und Vortreflichste zu wagen,

wagen, und den innern Frieden mit sich selbst wieder herzustellen.

War die erste Periode, in welcher ich mich dem fremden, freundlichen Lichte ganz hingab, ein Zustand der *Unschuld*, und die zweyte, in welcher meine eigene Reflexion zur Kritik erwachte, ein Zustand der *Selbstentzweyung*, so folgte jetzt die dritte Periode der *Versöhnung* und *Ausgleichung*. In dieser lernte ich nach und nach einsehen, daß jede Reflexion einseitig ist, welche das Wissen vom Handeln, den Begriff vom Seyn trennt und die Gewifsheit nur dem einen zugesteht, dem andern versagt. Sie sind so eng verbunden, daß entweder beyde wahr, oder beyde unwahr seyn müssen. Ewig unzertrennt lebt die Wahrheit mit der Tugend vereint in der Vernunft, aber da, wo beyde Eins sind, reicht der Begriff, sie zu fassen, nicht mehr hin. Wie die Vorstellung sich nicht selbst wieder vorzustellen, der Begriff sich nicht selbst wieder zu begreifen vermag, so ist auch jenes ewige Eins, in welchem Begriff und Seyn unzertrennt ist, nicht wieder dem Verstande, sondern nur der höhern geistigen Anschauung zugänglich. In dieser unwandelbaren Anschauung ruht die Tugend unab-

unabhängig von der That und dem Erfolg, die Wahrheit unabhängig von dem Begriff und dem Stoff und die Schönheit unabhängig von Kunst und Sinnesreiz — und in dieser Unabhängigkeit sind alle drey gleich ewig mit der Vernunft. Diese drey Ideen (denn das, was höher als der Begriff ist, nenne ich Idee) sind die irdischen Götter, welche der Himmel, die Erde zu beglücken, herabsendet. Wer es faßt — denn durch Worte läßt es sich nicht deutlicher machen — der wird nie wieder die Idealität von der Realität, so wie die Weisheit von der Philosophie trennen. Du wirst wissen, guter Eremit! was man Schulphilosophie nennt, und wie sehr in ihr der Philosoph vom Weisen getrennt erscheint. Denn, obwohl die Philosophie auf einer Seite die Richtung zur Wahrheit, auf der andern die Richtung zur Tugend lehrt, so ist sie doch nicht im Stande, den Schüler zu jener lebendigen Anschauung zu erheben, in welcher beyde als Eins oder als Weisheit begriffen sind und wie sie im Weisen auch unzertrennt in Handlung und Gesinnung sich äussern. Der wahre Philosoph, welcher in ihrer Anschauung lebt, huldigt der Wahrheit wie der Tugend und er müßte sich selbst anlügen, wenn er jemals von dem einen oder

an-

ändern ablassen würde. Die reine Speculation ist daher im mindesten keine trockne und geisttödtende Arbeit, sondern vielmehr das untrüglichste Mittel, jenes Einsseyn der Tugend und Wahrheit oder die Weisheit in eine lebendige und permanente Anschauung zu verwandeln. Die Speculation kümmert sich freylich nicht um den Nutzen und die Bequemlichkeit der Menschen, sie hat es unmittelbar weder mit der Bildung eines Stoffs, noch mit der Erziehung unseres Geschlechts zu thun, sie ist nur das, was sie allein seyn soll — die tiefste Ruhe nach aussen und die höchste Thätigkeit in sich.

Wie du siehest, vortreflicher Greis! so winkte in dieser Periode wieder ein freundlicher Genius meinem beunruhigten Geiste und legte die Zweifel, welche ich über meine Bestimmung hatte. Wie die Erfahrung, sagte ich oft zu mir, auf immer von den Ideen geschieden seyn wird, so ist auch das arbeitende Volk in einem Staate von den Freyen geschieden. Jene leben im Gewühl und häufen den Vorrath, diese, obgleich die Verzehrenden und Müssigen, treiben die Wissenschaft und arbeiten an der Organisation des Ganzen. Aber wahrhaft frey ist nur der
Weise,

Weise, welcher in steter Anschauung der Wahrheit und Tugend lebt und darnach handelt — oder der Philosoph.

Diese Periode, guter Eremit! so schön sie auch begann, wurde durch die Ungunst des Schicksals, welchem wir uns alle fügen müssen, gewaltsam unterbrochen. Das Ende eines langen verheerenden Kriegs, von welchem du in deiner Einöde nichts empfunden hast, forderte unter andern Opfern auch die Aufhebung der Klöster. Es ist zwar recht und billig, daß das Einzelne dem Ganzen weiche, und daß, den Menschen den Frieden zu geben, kein Opfer zu groß sey; aber immer noch scheint mir der Maasstab, welcher das erworbene Gute mit dem verlohrnen vergleicht, ein ungewisser zu seyn und wenn gleich der Abfall der Klöster von ihrer wahren ursprünglichen Würde durch ihre Vernichtung gestraft zu werden verdient, so kommt es doch noch darauf an, ob auch der unsichtbare Genius der Menschheit seinen Beyfall dazu lächelt. Durch diese Aufhebung verlor ich meine Muse, welche ich zwölf Jahre mit Liebe und Sorgsamkeit gepflegt hatte, und unser Dienst — die Andacht im Tempel des Herrn — welcher ohnedieß

2

der

der Erde nicht angehörte, ist für den Himmel zernichtet. Jetzt nehme ich meine Zuflucht zu den stillen und freyen Betrachtungen der Natur. Diese als ein nie veraltern- des und immer sich gleiches Abbild hoher Ideen gewährt wenigstens durch das sichtbare Schauspiel von Schönheit und Wahrheit den Ersatz für die Tugend, welche unter den Menschen vom Ganzen gewichen ist und nur in einzelne und seltene Menschen sich zurückgezogen hat. In diese Betrachtungen der Natur vertieft, betrat ich diese unbekannte Gegend und der Zufall verschaffte mir, wie du weißt, das Glück, dich hier zu finden.

Eremit.

Trefflicher Alfonso! Willkommner noch durch den Gehalt der Rede, welche mich in Nachdenken versetzt. Sehe ich recht in ihr, so sehe ich nicht nur die Zustände der Reflexion, welche jedes Individuum mehr oder weniger durchlaufen muß, sondern die Beschaffenheit und Richtung eurer philosophischen Systeme im Allgemeinen darin, welche lange genug auf der Stufe der Selbstentzweyung gestanden, nun ihrer Aussöhnung ent-

entgegengehen. Es gefällt mir, daß ihr die seltenen Männer des Alterthums, wie aus deiner Rede ersichtlich ist, wieder hervorsuchet und euch zur Reinheit ihrer Anschauung der Ideen zu erheben trachtet. Denn wenn ihr es auch inzwischen nach einer so langen Reihe von Jahren im Einzelnen weiter gebracht und diesem oder jenem Zweig eurer Erfahrung und Wissenschaft bald eine physische, bald eine chemische, bald eine mathematische, bald eine logische Entdeckung angeflückt habt, so fehlte doch noch sehr viel, daß ihr das Ganze und die Seele des Ganzen in so hoher Bedeutung nahmet, wie Jene es zu verstehen vermochten.

Wie schön hat deine Rede vorhin den Zustand der *Unschuld*, der *Selbstentzweyung* und der *Versöhnung* als die Hauptabschnitte alles individuellen Wissens und Handelns für die Reflexion unterschieden. Aber, wisse, Alfonso, nicht blos im Einzelnen sind sie gegründet; ihre Idee herrscht durch die ganze Geschichte der Menschheit und die Perioden, in welchen sich einer ihrer Umläufe bewegt, erfüllen Jahrtausende. Jedes individuelle Menschenleben trägt die Idee jener Hauptabschnitte im Reflex in sich und ist in-

sofern

sofern ein verkleinertes Abbild der großen Weltgeschichte selbst.

Doch — laß uns von diesen Dingen nachher im Zusammenhang sprechen und erlaube mir, dich an das zu erinnern, wo deine Rede abgebrochen wurde. Du setztest die dritte Periode deiner Reflexion in die Anschauung der Harmonie von Wahrheit und Tugend, von Wissen und Handeln und konntest, insofern dadurch die Speculation als ein von aller Erfahrung unabhängiger Zweck der Vernunft erscheint und nur den Freyesten unter den Freyen zugehört, deine Bestimmung mit dir selbst wieder aussöhnen, und das Klosterleben als einen Beruf zur Philosophie und zur reinen Betrachtung der Kunst und der Natur ansehen. Aber dein Dienst, Alfonso! war ja ein Dienst der Gottheit und der Religion und wenn, wie du selbst sagst, die Andacht im Tempel nicht mehr der Erde, sondern dem Himmel angehört, so muß deine Bestimmung doch noch einen höhern Zweck gehabt haben. Denn da euch die symbolische Darstellung göttlicher Geheimnisse, welche kein profanes Auge schauen soll, anvertraut war und da jene harmonische Anschauung von Tugend und Wahrheit mit Andacht

dacht und Religion obgleich verwandt, doch nicht einerley seyn kann, so frage ich dich, inwiefern hast du dich auch zu der Heiligkeit deines Berufs erhoben?

Fremdling.

O durchschauender Greis! Diefs ist eben der Stachel, welchen auszureissen ich mich umsonst bemühte. Wozu dieses und jenes da sey und nütze, warum zwischen dem *Heiligen* und *Profanen* eine so grofse Kluft befestigt sey, konnte ich mir nie ganz enträthseln. Ist es dem Sterblichen vergönnt, auch hier noch Gedanken zu wagen und, obgleich mit strauchelndem Fusse, doch an der Hand eines weisern Führers ins Heilige einzugehen, so bitte ich dich, das in mir zu erwecken, wozu ich noch keine Kräfte in mir geprüft habe.

Eremit.

Alfonso, du forderst Dinge von mir, welche, wenn sie auch ganz der Macht der Sprache theilhaftig geworden, doch für den Ausdruck zu hoch liegen. Allein, o Fremdling! lafs uns nur diejenige Seite betrachten, welche uns zunächst liegt und welche sich dir,
wäre

wäre deine Reflexion nicht durch die Ungunst des Geschickes unterbrochen worden, wahrscheinlich von selbst aufgehehlt hätte.

Ietzt laß uns in diese wirthliche Hütte eingehen und du genieße die Speise, welche du daselbst zubereitet finden wirst. Dort am Ausgang des Thals, wo es sich in die freye Fläche öffnet, wirst du einen von weiten Ufern eingeschlossenen See erblicken. Bald wirst du die letzten Strahlen der Sonne darin baden und ihren vielfältig zurückgeworfenen Glanz dir entgegenschimmern sehen. Diese dem Einsamen täglich neue und festliche Stunde ist die Zeit, wo ich zur heiligen Quelle gehe und dem über uns waltenden Gott Andacht und Opfer bringe. Du Alfonso, verziehe hier und ergötze dich, bis ich zurück komme, an jenem Schauspiel, welches so vielen fremd, so vielen gleichgültig, dem Einsamen aber ein wahrhaftes Geschenk der Götter ist.

Zweytes Gespräch.

Eremit.

Unsere Rede blieb da stehen, wo ich dir die Antwort auf das *Heilige* schuldig blieb. Ich nehme sie jetzt wieder auf. Was das Heilige sey, werde ich aber weniger im Stande seyn, dir zu benennen, als dich auf das innerste Gefühl deiner Seele selbst zu verweisen und es von ähnlichen und niedern Dingen, welche ihm nicht angemessen sind, frey zu machen.

Was nennest du, Alfonso! das, was du beym Anblick eines Altars oder eines Gefäßes empfindest, wovon du weißt, daß es zum Dienst der Gottheit geweiht ist? Es ist doch nur dem Anblick nach ein gehauener Stein oder ein Metall, an welchem weder die Kunst, die Gestalt, noch der Werth in Anschlag kommt, und doch scheuest du dich, es mit unreinen Händen anzutasten, und seine Mißform dem Muthwillen Preiß zu geben.

Noch mehr widerfährt dir dieß, wenn du in einen erhabenen Tempel eingehst. Obgleich einzeln, glaubst du doch nicht, hier
allein

allein zu seyn; ein unsichtbarer Zeuge, dünkt es dir, bewache deine Handlung und die Reinheit deiner Gesinnung. Ueberall weht dich etwas Nahes und dich Umgebendes an, wie ein leiser Athem. Jede Säule, jede Stufe, jede stille Halle, obgleich an sich leblos, scheint dir beseelt zu seyn. Wo du hinschaust, scheint etwas Allgegenwärtiges vor dir zu stehen, das du doch nicht siehest. Du vernimmst eine leise ungewisse Stimme, ohne sie zu hören. Ueberall berührt dich etwas, ohne dich anzufühlen. Denkst du darüber nach, so ist es in der That nichts Wirkliches, was deine Sinne rührte, gibst du aber deine Seele dem mächtigen Eindruck hin, so ergreift dich auch jenes wunderbare innere Gefühl. Es ist also da, inwiefern du nicht darüber reflectirst und es verschwindet, sobald du es begreifen willst. Was ist nun jenes, was dir weder ein Bild noch einen Laut gewährt, was weder Licht noch Schatten hat, was überhaupt nichts Sinnliches und Vorstellbares ist und doch ähnliche Eindrücke innerlich nachahmt. Ohne Zweifel wirst du ein Solches mit mir *Ahndung* oder *Andacht* nennen; — denn ich wüßte es nicht anders auszudrücken. Ahnden nur kannst du das Allgegenwärtige und Allwissende, ohne dafs es einem deiner Sin-

Sinne oder deinem Verstand gegeben ist. Es
 ist der unmittelbarste Ausdruck und das voll-
 kommenste Nachbild der Seele, worin sie
 sich selbst empfindet und jenes wunderbare
 Gefühl (wenn es anders noch mit einem Na-
 men irdischer Abkunft zu benennen ist)
 liegt eben so weit über das Aesthetische hin-
 aus, als die Idee über die sinnliche Vorstel-
 lung erhaben ist. Denn wenn du diesen Tem-
 pel als Kunstwerk betrachtest und Ursache
 hast, die organische Verbindung seiner Theile
 zu bewundern, so wird zwar die Idee der
 Schönheit in dir rege, aber jenes Gefühl, von
 welchem ich zu dir rede, wird zuverlässig ge-
 stört. Das Schöne ist es also nicht, was An-
 dacht erregt und eben so wenig ist es das
 Wahre. Ein solches aber, welches kein un-
 mittelbares Verhältniß weder zur Erkenntniß
 in der Vorstellung und der Idee, noch zu den
 Handlungen der Menschen hat, ist das *Heilige*.
 Wenn du es dunkel findest, was ich sage, so
 bedenke, daß, um in dir gleiche Anschauung
 und gleiches Gefühl zu erwecken, mir nur
 leere Worte zu Gebote stehen und daß ich,
 um das Höchste zu finden, nichts vom Nie-
 dern und Untergeordneten borgen darf, son-
 dern vielmehr alles dieses von ihm entfernen
 muß. Wie aber die Seele nicht das *Heilige*
 besitzt,

besitzt, sondern von ihm besessen ist, so ist auch dieses Ergriffenseyn von ihm nicht anders als durch *Andacht* auszudrücken. Es wird dir sonderbar scheinen, daß ich das Heilige nicht in die gleiche Reihe mit der Anschauung der Ideen setze, sondern vielmehr mit einem Gefühl endige, was sonst nur zum Begrenztseyn der Individualität zu gehören und von niederm Ursprung zu seyn pflegt. Allein — wie das Heilige wahrhaft nicht dasselbe seyn kann, was das Sittliche, Wahre und Schöne ist, so dürfen wir auch jenes Gefühl, was wir *Andacht* nennen und welches sich nur auf das Unsichtbare und Unerkennbare bezieht, nicht mit jener Anschauung vermengen, welche sich nur auf das Sichtbare und Erkennbare bezieht.

Ich werde nicht irren, wenn ich folgende Stufen der Reflexion als die Eurigen annehme, indem ich von der sinnlichen Empfindung zur sinnlichen Anschauung, welches beydes in der Vorstellung enthalten ist, von dieser zum Denken, vom Denken zur intellectuellen Anschauung fortgehe, für mich aber noch als das Letzte die intellectuelle Empfindung hinzusetze. Denn wie der sinnlichen Anschauung die geistige gegenüberliegt,

so liegt auch der sinnlichen Empfindung, als dem ersten Keim des irdischen Princip, die geistige gegenüber, als der erste Keim des göttlichen Princip, und das Denken oder der Verstand, auf gleiche Weise mit dem Sinnlichen wie mit dem Geistigen verwandt, hält unter diesen fünf Faktoren der philosophischen Reflexion die Mitte, in welcher das Höhere mit dem Niedern zusammenfließt. Was ich aber hier in der Reflexion trenne, ist in der Wirklichkeit wahrhaft nicht getrennt, und jeder Moment des Lebens ist ein Ausdruck von allen, nur mit dem Uebergewichte des einen oder des andern. Wenn das Niedere oder der Genuß des Sinnlichen das Uebergewicht hat, so bleibt das Höhere und Bessere arm und unbefriedigt, und wenn die Leidenschaften und Triebe, welche die untere Region einnehmen, das Vorherrschende sind, so bringen sie Irrthum und Lüge hervor, wofür das Bessere und Edlere, wie es dessen gewahr wird, erschrickt und sich hütet. Jenes intellectuelle Gefühl, was ich *Andacht* nenne, ist kein Einzelnes und individuell Begrenztes, sondern allumfassend und unbegrenzt dadurch, daß in ihm jeder Sinnenreiz ja selbst alles Aesthetische getilgt und die Entkörperung am weitesten gediehen ist.

ist. Es ist ohne alles Interesse, denn alle Neigungen, Triebe und Fähigkeiten, selbst die besseren, wie Liebe, Freundschaft und Ehre, sind bloße Negationen in ihm und würden seiner Vortrefflichkeit Eintrag thun. Es hat mit der Welt gar nichts zu schaffen und seine Richtung geht ins Unsichtbare. Es ist daher von nichts abhängig als von dem göttlichen Princip, welches ihm als Urkraft aller Realität eingebohren ist. — Denn nicht die Anschauung, sondern nur die Empfindung im Sinnlichen wie im Intellectuellen bezieht sich auf Kraft und Realität. Eben dieses Gefühl, auf welches alles Uebrige erst aufgetragen ist, ist die erste Stütze der Religion und des Glaubens an Gott, und nur in ihm, als der möglichst-reinsten Entkörperung leben wir dis-seits schon selig, nicht aber im Sittlichen, was uns nur eine Würde vor uns selbst, keine unmittelbare aber in Gott gibt und, obgleich Bedingung zu einem seligen Leben, doch das selige Leben nicht selbst ist. Das *Heilige* aber, insofern die Seele es nicht in sich findet, sondern vielmehr von ihm ergriffen und in Besitz genommen ist, ist eben darum auch, weil die höchste Stufe der Reflexion unter ihm stehen bleibt, ein ewiges Geheimniß und gehört unter die Mysterien, welche

che kein profanes Auge schauen soll. Das Geheimnißvolle und Mystische ist daher die wesentliche Seite der Religion und je tiefer sie verborgen und den Augen der Menschen entzogen ist, desto würdiger und lebendiger ist der Glaube an sie. Je öffentlicher hingegen sie gemacht und je mehr sie der Empfänglichkeit der Völker und dem zu jeder Zeit unwürdigen Geist der Zeit nahe gelegt werden will, desto mehr sinkt sie zur Moral herab und verliert ihre ursprüngliche höchste Würde. Dieß, Alfonso! sind einige Gedanken über das, was mir das Heilige und die Religion ist.

Fremdling.

Ehrwürdiger Greis! In welchen Tiefen führst du mich herum, welche mein Aug noch nicht auszumessen vermag und welche mehr durch deine liebevolle Rede zu erhellen, ich dich stets bitten werde. Aber was das Letzte deiner Rede betrifft, so hast du unser gegenwärtiges Zeitalter aufs beste getroffen.

Uneingedenk des bessern und vortrefflichen Theils im Menschen kennt es nichts angelegeners, als mechanische und kunstreiche
Er-

Erfindungen zu signalisiren, um der Bequemlichkeit der Menschen, welche in der Ueberverfeinerung des Genusses stumpf werden und absterben will, immer aufs neue empor zu helfen. In ihren methodischen Lehr-Instituten und Erziehungs-Häusern lassen sie das Wahre und Schöne unter dem Brauchbareu erliegen und überdecken beynahe ganz mit den kümmerlichen Maximen von Sittlichkeit und Glückseligkeit — die Religion.

Du gottesfürchtiger Mann! der du das Reich des Heiligen erspähest, manche umfassende Gedanken über die Weltgeschichte in deinem Innern wälzest, und das Gegenwärtige so treffend erräthst, wirst du nicht auch schon die erst kommenden Dinge in deinem Geiste festhalten und über das, was die Menschheit zu vollbringen hat, nachgedacht haben?

Eremit.

Ausforschender Fremdling! Führe mich nicht zu tief hinein, daß ich nicht mir selbst ungetreu ausschweife und sterblichen Einsichten einen göttlichen Plan unterlege. Wohl läßt sich viel vermuthen, was da werden soll und will, aber nicht, wann und wie es dazu gelan-

gelange. Wer in die Zukunft blickt, dem ist in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit ein Jahrhundert nur eine vorüberfließende Erscheinung, welche bey fest angenommenem Maasstab den regressiven Werth vom progressiven abgezogen nur als ein kleiner Beytrag zur Idee des Ganzen hinzukommt. Lachen werden einst eure Nachkommen über das, was ihr groß und tapfer nennet; denn es gibt keine Gröfse ohne Tugend, wenn man nicht etwa den negativen Werth des Lasters auch groß nennen will, und es gibt keine Tapferkeit ohne Selbstbeschränkung und Mäßigkeit. Richtiger werden sie einst die Thaten eures Geschlechts abwägen und es wäre euch besser, unberühmt geblieben zu seyn, als mit falschem Golde gegläntzt zu haben.

Doch, Alfonso! laß uns wieder in die Rede vom Heiligen eingehen; vielleicht löst uns dieses das Räthsel kommender Zeiten. Wichtig ist mir die Aufhebung der Klöster, wovon du die Kunde mitbringst, aber nicht unerwartet; denn wie ich mich selbst von langer Zeit her erinnere, so sind im Laufe der Dinge schon von Ferne die Anstalten dazu getroffen worden und wie eine Frucht, welche einen langen Sommer zu reifen braucht,
schnell

schnell abgepflückt und verzehrt ist, so ergeht es den Klöstern. Siehe, Alfonso! so ist alles veränderlich und kein menschliches Werk ruht auf sicherem Grunde. Wo ehemals schon der Gedanke entheiligend war und als Sünde gerichtet wurde, da geht jetzt die That offen und ohne Scheu und gesichert durch Gesetz und Verträge. Wundere dich aber nicht über den Absprung der Meynungen, was Sünde und was nicht Sünde ist. Es ist ja nur Meynung und diese ändert nichts im Ganzen. Die höhere Hand des Geschickes bleibt sich immer gleich und unveränderlich und während die Formen menschlicher Begriffe ins Unendliche wechseln, schreitet jene arbeitend an dem allgemeinen Plane unaufhaltsam fort. Jene drey großen Hauptabschnitte der Weltgeschichte, welche ich *Unschuld*, *Selbstentzweyung* und *Versöhnung* nenne und welche, als Idee zu vollenden, dem menschlichen Geschlechte aufgegeben ist, ist im Einzelnen und Besondern wie im Ganzen wahr. Während das Ganze ruhig und unverändert von den kleinen Störungen, welche die Leidenschaft und die Freyheit des Menschen in dasselbe bringt, von einer höhern Hand geleitet fortrückt, bildet jedes Jahrtausend und Jahrhundert wieder seinen
eige-

eigenen Kreis, welcher in den mannigfaltigsten Formen und Gestalten ein und dieselbe Idee wieder abdrückt — gleich dem Bilde der Wellen, welche auf dem ruhigen See vom tanzenden Steinchen erweckt, alle kreisend sich in einander drehen und jede in ihrem eigenen Kreise sich so lange erweitert, bis sie ermattend an den pressenden Ufern gehemmt wird, während doch der ganze See ruhig und diese kleine Störungen nicht empfindend seinen Abfluß nimmt und seine Wasser dem Ocean zuschickt. Auch ist jene Idee dem Menschen selbst wie die Zeit eingebohren, und er ist ein ins Unendliche verkleinertes Bild der Weltgeschichte selbst. Als Knabe hat er sein goldenes Alter, sich nicht bemerkend und kennend zieht er sich einen engen Kreis, welcher unter Spiel und Scherz tanzend sich umdreht, als Jüngling aber steht er am Scheidewege der Tugend und des Lasters, er treibt seinen Nachen auf die stürmische See der Begierden und Leidenschaften und wenn er lange genug sich umhergetrieben, söhnt er sich als Mann und noch mehr als Greis mit sich selbst und seinem Geschick aus. Was in der Weltgeschichte *das goldene Zeitalter der Unschuld* war, hat sich aus unsern Augen verlohren. Seine späteste Zeit

3

er-

erreicht kaum noch die äusserste Spur der *Fabelwelt*. Denn da, wo es noch keine Tugend und kein Laster gab, wo der Mensch gleichsam mit der Natur zusammengewachsen war, was uns die Mythologie trefflich unter dem Bilde der Götter aufbehalten hat, da konnte es auch noch keine Quelle der Geschichte geben. Eine drey und viermal längere Periode ist diese der *Selbstentzweyung* und in ihr öffnet sich erst für uns die Geschichte. In dieser Periode entsteht zuerst der Widerstreit der Tugend und des Lasters, welche immer sich suchend auch immer sich fliehen. Sie ist durch den *Sündenfall* bezeichnet. Klar und deutlich fängt die dritte Periode mit der *Entwicklung des Christenthums* an, aber wahrhaft dürfen wir sagen, daß der Zeitraum der beynahe zweytausend verflossenen Jahre nur erst eine Einleitung in die *allgemeine Versöhnungsperiode* enthält. Wie aber die Idee der drey Hauptabschnitte im Allgemeinen wahr ist, so gilt sie auch für jeden insbesondere und überhaupt für jedes einzelne Jahrtausend und Jahrhundert auf gleiche Weise. Denn wie im Organismus, so ist auch in der Weltgeschichte jeder Theil ein Ganzes und jedes Ganze auch ein Theil. Nehmen wir das *Christenthum* selbst als ein
 Gan-

Ganzes aus der allgemeinen Versöhnungsperiode heraus, so finden wir ohne Mühe auch die Idee der drey Abschnitte in ihm. Deutlich ist es, daß die erste Periode seiner innern Harmonie und Unschuld längst vorüber ist, und daß wir gegenwärtig Lebenden schon viele Zeitalter auf der Stufe der Selbstentzweyung in ihm stehen. Schöner und beglückender wird einst unsern Nachkommen die Versöhnungsperiode des Christenthums wie eine heitere Sonne aufgehen, aber sie wird viele Jahrtausende früher sich enden, als die allgemeine Versöhnungsperiode abgelau- fen seyn wird. Denn — wenn du den for- schenden Geist aus der Gestalt des Vergange- nen auf die Zukunft fortleitest, so wirst du noch grössere Anstalten zur allgemeinen Ver- söhnung erblicken, als das Christenthum ist. Wann aber die allgemeine Versöhnungsperio- de ihr Ende erreicht, dann wird das grofse Drama der Weltgeschichte abgeschlossen und es wird ein höheres seliges Leben beginnen, welches sich zum gegenwärtigen verhält, wie das Leben der Sonne, die sich selbst leuchtet, zum Leben der Planeten, welche fremdes Licht borgen — und ein höherer göttlicher Plan, als der gegenwärtige, wird Jenen, die da

da kommen werden, zur allgemeinen Entwicklung aufgegeben seyn.

Nach dieser Rede, welche sich auf das
 X Allgemeine bezieht, laß uns, Alfonso! wie-
 X der das Besondere festhalten und diejenige
 Seite des Heiligen betrachten, welche den
 Menschen als ihr kostbarstes Kleinod gegeben ist. Was konnte die Idee der ursprünglichen Bestimmung der Klöster anders seyn, als ein abgesondertes, Gott und der Natur allein geweihtes, Leben zu führen, die Mysterien der Religion in sich aufzubewahren und sie allen profanen Augen unzugänglich zu machen? Diese erhabene Richtung der Religion liegt unverkennbar im Katholizismus, und in allen Abweichungen von ihm ist keine Spur mehr davon anzutreffen. Allein diese große Anlage mußte in der Periode der Selbstentzweyung sich nach und nach verlieren. So gewiß es ist, daß nur den weisesten und edelsten Männern unter dem Volke, welches nur wenige sind, die Mysterien und überhaupt die symbolische Darstellung göttlicher Geheimnisse anvertraut werden dürfen, so gewiß ist es, daß die Vervielfältigung der Klöster und der Menschen, welche zu ihrem Dienst geweiht wurden, ein Mißverhältniß
 erzeu-

erzeugen und den Abfall von ihrer ursprünglichen Würde hervorbringen mußte. Die Mysterien mußten nach und nach als solche verschwinden und die öffentliche Seite der Religion das Uebergewicht über die verborgene und allein wahre erhalten. Je öffentlicher aber die Religion wird, wie ich dir schon sagte, desto mehr sinkt sie zur Moral herab, welche gleich einer heissen Sommerwolke, hinter der sich die Sonne verbirgt, nur erwärmt, nicht erleuchtet. Der Dienst der Religion geht die Erde nichts mehr an und jede unedle Neigung und Leidenschaft, jedes Streben nach dem Sinnlichen, wenn es sich auch aufs beste vor den Augen der Welt zu verwahren versteht, muß der Religion schaden. Die Herrschaft der Religion über die Gemüther der Menschen muß unsichtbar wirken, nicht durch Befehle und Verbothe, welches Sachen der Polizey sind, sondern durch Orakel und Exemplarien, und jedem unerklärbar muß der Zauber seyn, der ihn umgibt. Aber eben diese verborgene und doch mächtige Wirkung der Religion ist auch der Grund, daß jede leise Veränderung in ihr wie ein Fieberschauer durch das Ganze gefühlt wird und daß die Politik, was sie auch für Mittel erfindet, jene Regungen unmerklich zu machen, doch

doch die einmal gesunkene Achtung für das Heilige durch nichts anderes mehr zu ersetzen wissen wird.

Wie wird es aber werden, o bester Alfonso! Ich sehe mancherley trübe und freundliche Gestalten an meinem Geiste vorübergleiten von den Dingen, welche der Zukunft entquellen. Denn überall rege ist die Idee, welche einen und denselben Plan aus dem Vergangenen in der Gegenwart aufnimmt und auf die Zukunft fortleitet. Frey schwebt sie dahin über das groſse Weltgewirre, in welchem ein tausendfältiges Regen und Leben auf jeden Moment sich zusammendrängt und während alles Vergängliche seine Formen der Zeit widergibt, hält sie sich fest am Ewigen — dem ungetrübten Urquell aller Formen. Fey-erlich und stille ist die Zukunft wie die Nacht, die jetzt unsere Hütte und unsere Rede beschleicht, nur ein ungewisses Licht dämmert in ihr, aber, o Freund! laß uns diesen matten Schimmer benutzen, welcher wie der Abendstern, welchen du dort am Horizonte der Sonne naheilen siehest, die Gegenstände halb erhellt, halb dunkel läßt.

Jeder Planet hat ein einzelnes und ihm eingebohrnes Leben, das sich wie das Leben
der

der Gestirne überhaupt in Bewegung um einen Brennpunkt — die Sonne äußert. Diese Bewegung ist, jedem Auge, welches sich innerhalb des Systems befindet, sichtbar und erforschlich, weil sich die Bewegung der veränderlichen Sterne an dem seheinbaren Stillstand der unbeweglichen leicht erkennen läßt. Die Sonne hingegen, da sie auch kein lebloses und in der Ruhe abgestorbenes Geschöpf seyn kann, hat ein höheres und gleichsam allgemeines Leben, welches sich mit andern Sonnen in gemeinschaftlicher Bewegung um einen unermesslich tiefer liegenden Mittelpunkt äußert. Diese Bewegung aber ist jedem Seher unsichtbar und unerforschlich, weil sich das scheinbar Unbewegliche am Unbeweglichen nicht messen läßt und sie ist nur der Idee ganz klar und deutlich. Siehe, Alfonso! so verhält sich, wenn es erlaubt ist, das Niedere dem Höhern anzupassen, die *Religion* zur *Politik*. Iene ist der unsichtbare Staat, in welchem diese als der sichtbare enthalten ist. Iene hat ein allgemeines Leben, diese nur ein einzelnes. Wie die Sonne unabhängig von den innern Störungen der einzelnen Planeten ihre Bahn vollendet, so lebt auch die Religion unabhängig von den innern Störungen der Politik und wie die Sonne, wenn
sie

sie sich bewegt, daß ganze System un-
 merkt und ungesehen mit sich fortnimmt, so
 führt auch die Religion in einem unwider-
 stehlichen Zuge das einzelne Leben der Staa-
 ten mit sich fort und befolgt die göttliche
 Aufgabe, welche in der Entwicklung der
 Weltgeschichte ihr vorgezeichnet ist. Sind
 dir, Alfonso! diese Verhältnisse helle, so
 wirst du sehen, wie sich alles sterbliche Le-
 ben, welches in Anschauung und Handlung
 begriffen ist, um das *Heilige* als den unsicht-
 baren und tiefer liegenden Mittelpunkt be-
 wegt und wie die Politik, wenn sie es unter-
 nimmt, jenem Mittelpunkt auch nur in seinen
 äußern Beziehungen — denn seine inneren
 sind unantastbar — zu nahe zu treten, gleich
 das Ganze erschüttert und sich selbst in nie
 vorauszusehende und nie zu berechnende Stö-
 rungen einläßt. Was euer Geschlecht und ei-
 ne fünf und sechsmal wiederholte Reihe von
 Generationen nicht erlebt, das ist das Ende
 der Unruhe und des allgemeinen Kampfs.
 Denn langsam schleicht die Zeit unter der
 Entwicklung großer Leidenschaften vorbey,
 welche in beständigem Steigen und Fallen be-
 griffen sind, wie die Ebbe und Fluth. Die
 Geschichte zeigt uns, daß mächtige Staaten
 bis auf ihre Namen vergangen und andere
 un-

unbekannte zu ungewöhnlicher Höhe gestiegen sind; dieses an und für sich gleichgültige Spiel auf- und abschwingender Kräfte wird auch in der Zukunft noch fort dauern. Aber dieses Spiel selbst hat für den allgemeinen Geschichtsforscher nur einen Werth, in wiefern es zum Resultat beyträgt, an welchen Punkt der Entwicklung die allgemeine Idee, welche unabhängig von der Vertheilung der Kräfte auf Zeit und Raum ist, fortgerückt sey. Die Periode, in welcher wir stehen, ist diese der Selbstentzweyung und obgleich wir Ursache haben, zu glauben, daß wir über die Höhe derselben hinweggekommen sind, so wird es doch noch lange Perioden dauern, bis die Mittelglieder sich allmählig wieder finden, um die beyden Extreme ihrer Reihe zur Ruhe zu bringen. Erst dann, wann dieses zu Stande gekommen, ist die Periode der Versöhnung möglich, welche aber hier in der allgemeinen nur als eine *besondere* erscheint.

Lafs uns, o Bester! diese besondere Periode des Christenthums, die da kommen soll, mit einigen Zügen schildern.

Um das, was deine Zeitgenossen *Glückseligkeit* nennen und nie habhaft werden können, ist es kein großer Verlust und in welchen

chen Händen es auch liegt, sie euch zu geben oder zu nehmen, ist eine gleichgültige Sache, da ihr in derselben alles auf Genuß und Bequemlichkeit berechnet habt. Das Mißverhältniß zwischen *Sittlichkeit* und *Glückseligkeit*, welches ihr in einer andern Welt auszugleichen gedenkt, ist wahrhaft noch die Aufgabe dieser Welt und liegt ganz in der Versöhnungs-Periode des Christenthums. Denn es gibt keine andere und wahrhafte Glückseligkeit als das Bewußtseyn der Sittlichkeit selbst und wenn ihr ein Mißverhältniß zwischen beyden annehmet, so ist es nur euer eigener Wahn, weil ihr den negativen Werth eurer Leidenschaften und die Sinnenlust für einen positiven Gewinn anschlaget und diesen für Glückseligkeit haltet. Aber eine solche schlechte Sache bedarf keiner Ausgleichung in einer andern Welt und keiner Unsterblichkeit. Euer Unglück besteht darin, daß ihr nicht genug Reichthum und Ehre besitzt, und euer gerechter Schmerz ist, der Wollust und der Vortheile, welche euch von andern zugeflossen wären, entbehren zu müssen. Sich unglücklich fühlen, ist keine der geringsten Sünden und wird, wie sich gebührt, schon im natürlichen Lauf der Dinge durch vergebliches Ringen und Streben, durch

eitle

eitle Wünsche und Hoffnungen gestraft. Es ist das schöne Loos der Erde, daß in jedem Stande, er gehöre zur Klasse der Freyen oder Arbeitenden, der individuelle Werth des Menschen gesichert ist, und daß jeder, er sey ein Ausgestossener, Verbannter oder Eingekerkelter, sich von dem äussern Wechsel der Glücksumstände lossagen und die höchste Glückseligkeit, deren er seiner Erkenntniß nach fähig ist, in sich selbst hervorzubringen vermag. Dieses Loos, welches nur bei seltenen Menschen jetzt schon einheimisch ist, wird einst ein allgemeines werden, und unwiderstehlich ist der Zug, durch welchen das Christenthum darauf hinführt. Aber bis diese Periode euern Nachkommen erscheint, wird der gesetzliche Kampf der Leidenschaften unter beständigem Wechsel von Macht und Unmacht fortdauern. Das sich immer neu entspinnende Mistrauen, der aufgeregte Ehrgeiz, die falsche Ruhmsucht und die Unmässigkeit im Erobern werden allein die öffentliche Rolle haben, die Tugend aber mit ihrem Gefolge wird sich zurückziehen in ihre enge häusliche Wohnung, und wenn sie sich auch manchmal in einem erhabenen Menschen ausgerüstet mit That und Kraft wie ein freundlicher Stern öffentlich zeigt, so wird sie auch wie-

wieder verschwinden, ehe ihre Thaten reifen und das Gute und Edle, das sie angefangen, Dauer gewinnt. Ihr werdet dem lieblichen Bilde alsdann umsonst nachweinen — denn kein ähnliches steigt aus seiner Asche empor. Oft wird zwar der Friede unter den Völkern wiederzukehren scheinen, aber es ist nur ein der Erschöpfung abgenöthigter Stillstand, in welchem der Neid der Nachbarn und die heimliche Rache der Unterdrückten auf neue Gelegenheit wartet. Doch, Alfonso! laß mich dieß düstre Bild, welches, wenn ich mich von langer Erinnerung her des rechten Ausdrucks noch entsinne, sentimental heißt und seinen untergeordneten Sitz zwischen Kopf und Herz hat, nicht weiter ausmahlen, weil es eigentlich nicht hieher gehört, sondern gehe mit mir in den Sinn des Ganzen ein.

Der Krieg ist kein Uebel, weil Armuth, Sklaverey und selbst der Tod keines ist. Ob dieser oder jener Krieg da sey, ist in Ansehung der allgemeinen Idee gleichgültig. Der Krieg als Krieg muß in dieser Periode bestehen und die goldenen Träume eines ewigen Friedens passen auf euer Zeitalter, wie die Mährchen aus der Feenwelt. Wer den
 Krieg

Krieg als Entwicklung thätiger Energie, grosser Laster und Tugenden ansieht, der hat nur seinen halben Sinn getroffen und verwechselt die Mittel mit dem Erfolg. Denn — wie die Leidenschaften lange in der Brust verschlossen liegen, allmählig Nahrung gewinnen und Feuer fangen, sich dann wie unbändige Rosse aufbäumen und endlich ihren Ausbruch in einen Krieg nehmen, so ist auf der andern Seite der Krieg auch wieder das Mittel und zwar das einzige, sie selbst von Grund aus zu vertilgen. Dafs diese Vertilgung durch unzählige mislungene Versuche und durch eine Reihe von verheerenden Scenen hindurchgehe, ist jedem klar, welcher den Schwarm von Leidenschaften kennt, welche im Busen der Menschen wohnen und selbst in der Wurzel der Verfassungen sich nähren. Denn immer werden auf einmal in der Kette ihrer Glieder nur zwey entgegengesetzte vereinigt, immer nur eine oder die andere Leidenschaft getilgt und die Menschheit nur in einem Punkte mit sich ausgesöhnt; und daraus, Alfonso! kannst du abnehmen, wie lange es dauern wird, bis es allen so ergeht. So ist es z. B. erst nach einer langen Reihe von Kriegen und unzähligen Mordscenen möglich geworden, den *Fanatismus*, welcher die höchste

tse Stufe der Entzweyung des Christenthums mit sich selbst darstellte und dessen Verschwinden ein klarer Beweis ist, daß wir über die Hälfte seiner zweyten Periode hinweg sind, mit seinem ganzen Nest voll Bosheit und Tücke auszurotten. Er wird nie wieder aufstehen, ob er gleich eine seiner Larven einer andern Leidenschaft geliehen hat, welche dieselbe noch eine Zeitlang benutzen wird. Ebenso hat sich der Egoismus der Vaterlandsliebe, welcher freylich in einer frühern Periode die Blüthe des Edelsinnes und der Tapferkeit war, in den letzten Krämpfen der römischen und griechischen Republiken in seinem Glanze verlohren und bis auf unsere Zeiten nur einigemal, aber immer ermattender und ohne Dauer gezeigt. Zu unsern Zeiten lebt sie noch ein mattes Leben und ganz geschieden von wahrer Tapferkeit und Edelsinn in dem sogenannten Nationalstolze. Auch sie wird nicht mehr aufstehen, denn der sich besser entwickelnde sittliche Charakter der Völker duldet keinen Egoismus. Die Menschen werden sich immer weniger um die Einzelheiten der Gebräuche, Gewohnheiten und Verfassungen bekümmern und die ganze Erde immer mehr als das allgemeine Vaterland schätzen lernen, welches
höchst

höchst nothwendig ist, um die Beschränktheit der Kultur zu erweitern. Nur auf den Bühnen der Redner wohnt die Vaterlandsliebe noch, wo sie gebraucht wird, um an die alte in ihr erloschene Tapferkeit zu erinnern. Du wirst aus diesem Gemälde ersehen, edler Alfonso! wie der Zustand des Friedens ausser seinem Streben nach Gesetz und Wissenschaft, wovon ich vielleicht ein andermal mit dir reden werde, nur ein Reifwerden verworrener, eigensüchtiger und ehrgeitziger Plane ist, welche lange genug in verkehrter Richtung sich ausbreitend endlich durch einen Krieg theils gehemmt, theils erstickt und zerstört werden müssen. Du wirst nun den Krieg nicht mehr als ein Uebel anklagen, sondern ihn für eine Anstalt halten, welche den Menschen nothwendig eingepflanzt ist, um ihre Leidenschaften in ihrer eigenen Unmacht zu ersticken, aus ihren Trümmern die hohe sittliche Tugend an der Hand der Wahrheit und Schönheit reiner und herrlicher hervorgehen zu lassen und dadurch die Versöhnungsperiode des Christenthums herzustellen.

Diese Periode, welche in der allgemeinen Versöhnungsperiode nur als eine besondere enthalten ist, hat sichere und unverkennbare

bare Merkmale, welche ich dir, mein Bester! freylich nur mit matten und des hohen Gegenstandes nicht ganz angemessenen Zügen schildern will.

In dieser Periode wird das Streben, die Menschheit auf allen Seiten zu veredlen, sichtbarer hervorgehen. Die heftigen Leidenschaften, welche unaufhörlich Zwietracht und Uneinigkeit mit dem eingebohrnen bessern Theil des Menschen stifteten, werden nach und nach verschwinden und das ganze Geschlecht wird seine Glückseligkeit mehr in dem Bewußtseyn guter Thaten, mehr in der Richtung auf das Allgemeine und in der Hintersetzung des individuellen Wohls suchen, als in Befriedigung der Sinnenlust und grober Naturtriebe. Ein allgemeines sittliches Gefühl, das Schooskind wahrer Humanität, wird allmählig der herrschende Charakter der Völker werden. Gastfreyheit, Freundschaftsdienste ohne Eigennutz werden keine seltene Ausnahme mehr seyn, sondern unter die Gebräuche und Gewohnheiten aufgenommen werden. Peinliche Verbrechen, so wie ihre Folgen, die Leibesstrafen, werden seltener werden, weil dem Reichthum und dem Gelde kein allgemeiner Werth, z. B. zu Befriedigung

gung des Luxus, zu Erlangung der Ehrenstellen und Aemter und andern Corruptionen, sondern nur ein relativer Werth als Tauschmittel der nothwendigsten Bedürfnisse zugestanden seyn wird. Wer sich Lastern ergibt, z. B. der Rachsucht, dem Neid, dem Zorn, der Trunkenheit, der Verläumdung, dem Geitz u. a. der wird sogleich durch allgemeine Verachtung gestraft werden und die Gesellschaft wird ihn eine Zeitlang aus ihren Zirkeln austossen, bis Besserung und Reue ihn wieder zur Aufnahme fähig machen. Die Neigung und die Liebe zu dem andern Geschlecht wird einen ästhetischen Werth erhalten, wie ihn zum Theil unsere besseren und zärter fühlenden Dichter schon vorbereiten, hingegen wird die Unmässigkeit des Geschlechtstriebes, welche bis jetzt auf einen so hohen Grad gestiegen ist und mit ihrem schlechten Gefolge an unserer entnervten Menschenrace und andern unzähligen Uebeln Schuld ist, regelmässiger und dem Instinkt der Thiere ähnlicher werden. Dieser letztere Punkt hat wichtige Folgen. Wenn von dem Geschlechtstrieb die Liebe abgesondert ist und er nur als Naturtrieb und regelmässige Befriedigung einen Werth hat, so wird auch keine Ueberbevölkerung mehr Statt finden,

die Menge des Volks wird dem Ertrag des Bodens angemessen seyn, und die Menschengattung wird weniger, aber kräftiger produciren. Die Erschlaffung und Weichlichkeit wird allmählig abnehmen, es werden Söhne von mächtiger und edlerer Art und Töchter von freyerer und schönerer Form entstehen. Die Gestalt des Menschen, welche zu unsern Zeiten von ihrem Ideale so weit abgefallen ist, wird wieder aufblühen zu Kraft und Schönheit, wie sie ohne Zweifel in den Perioden des goldenen Zeitalters war. Wo jetzt die Familien nicht selten mit acht und zehn weichen und schwergedeihlichen Sprösslingen ergiebig sind, werden nur zwey und drey erscheinen. *Ein* Sohn und *eine* Tochter voll Kraft und Schönheit werden der Stolz des Vaters und der Mutter seyn. Die Nahrungsorgen, die Quellen des Jammers und Elendes, werden abnehmen, und die Erziehung leichter, aber auch nachdrücklicher seyn. Die Ehen werden nicht mehr als Contracte behandelt, sondern sie sind, wie das Sprüchwort sagt, im Himmel geschlossen, nämlich aus freyer Neigung und Liebe, in welcher das Weiblich-sanfte mit dem Männlich-edeln in seinen unendlichen Nüancen sich ausgleicht, wie das Bild und sein Abdruck. Die

Gymna-

Gymnastik wird wieder aufkommen und die Jugend an öffentlichen Festen, welche dem Andenken grosser Könige und Wohlthäter geweiht sind, freyere Spiele üben. In eben dem Maasse, als die Ueberbevölkerung, die Unmässigkeit sowohl des Geschlechtstriebes, als im Essen und Trinken und überhaupt die Leidenschaften abnehmen, müssen auch die Krankheiten sich vermindern — und zwar nicht nur die individuellen und aus der Weichlichkeit gebohrnen Krankheitsformen, sondern auch die epidemischen. Denn beyde sind die Zwillingsstöchter der Entartung und Erschlaffung der menschlichen Constitution. Wie also dem einzelnen Menschen ein schönerer Leib und eine edlere Seele in dieser Periode zu Theil wird, so wird auch immer mehr der Staat zur Würde eines Organismus erhoben werden. Es werden grössere Staaten sich bilden und die kleinern allmählig aufhören, Republiken, wenn sie sich auch noch manchmal aus den Convulsionen einer anarchischen Revolution herauswinden, werden keine Dauer mehr haben und zuletzt wird auch der Keim dazu verschwinden. Da aber in jedem Organism, je ausgedehnter und umfassender er ist, auch um so mehr Kraft erfordert wird, die Bewegung der Säfte und
die

die Lebendigkeit vom Mittelpunkt in die äussersten Enden und Glieder, wozu besondere organische Verbindungen nöthig sind, fortzupflanzen, so werden auch in dem grössern Staat grössere Centrankräfte nöthig seyn und in seinen Zweigen besondere Organismen Statt finden, welche in Bezug auf ihr Inneres zwar ein eigenes Leben führen, in Bezug aber auf ihr Aeusseres und auf die unvermeidlichen Störungen der wechselseitigen Einverleibung der andern von der Einheit und der Macht der Gesetze des allgemeinen Staates vollkommen abhängig sind. Die längere Dauer des Friedens wird auf die Gerechtigkeitspflege, auf die Erziehung zur Tapferkeit und auf Anordnung weiser Gesetze verwendet werden. Künste und Wissenschaften werden allmählig ein höheres Leben gewinnen — jene werden als Organe frey entwerfener und nur von Muse und Heiterkeit abhängiger Kunstwerke erscheinen, und von diesen wird das drückende Verhältniss, Brod zu erwerben, genommen seyn. Die Klasse der Freyen wird die Klasse der Arbeitenden erziehen, ihnen Lehren fürs öffentliche und häusliche Leben einflössen, sie schätzen und lieben, und diese werden ihren Wohlthätern danken und ihnen reichlich die Schätze der Ceres

Ceres und der Pomona dafür hingeben. Der Handel, diese Geisel der Menschheit, wird nach und nach in seinen Vorräthen ersticken, denn einfach sind die Bedürfnisse gesitteter Nationen, der Gewerbefleiß aber, insofern er zur Bereicherung der Kenntnisse beyträgt, wird fortdauern. Für die Wisbegierde hingegen, jedoch ohne Absicht auf Gewinn und Handel, wird kein Land zu entfernt und kein Meer zu weit seyn. Die Berührung, welche gegenwärtig der Handel mit den entferntesten Völkern unterhält, welcher so viel Neid, Zwiespalt und Ungemach auf die Staaten wälzt, wird alsdann unter ruhigern und friedlichen Segeln die wissenschaftliche Wisbegierde unterhalten und mit den entferntesten Völkern den wechselseitigen Tausch der Ideen, Sitten und Künste eingehen. Der individuelle Werth eines Volkes, welcher zur Zeit der Gewalt ganz gesunken und als Tauschwaare angesehen ist, wird unter der Ruhe der Gesetze immer mehr steigen und heilig geachtet werden. Die Kriege werden seltener werden, aber sie können in dieser Periode noch nicht aufhören. Denn — noch wohnen Leidenschaften um die Thronen, aber sie sind von edlerer Art. Der Ehrgeitz, Menschen zu beglücken, den Völkern gegen ihre Unterdrücker bey-

beyzustehen, um sie an dem allgemein gepriesenen Glück der Verfassung Theil nehmen zu lassen, wird den Krieg herbeyführen. Aber in grossen Staaten wird dieser Krieg nicht durch das Ganze empfunden werden; er wird mit Tapferkeit und Ungestüm geführt werden, aber den Sieg wird die Menschlichkeit, der Schadenersatz und die mildeste Behandlung der Besiegten begleiten.

Diefs sind, o bester Alfonso! einige schwache Züge aus dem Gemälde, welches einst die Versöhnungs-Periode des Christenthums darstellen wird; sie sind entlehnt aus dem innern Wesen der Sittlichkeit, welche am Ende dieser Periode allgemein herrschend werden muß und diese Wahrheit ist entlehnt aus der christlichen Lehre selbst, welche in ihren leisesten Regungen den Charakter der Sittlichkeit an sich trägt und, als göttliche Aufgabe der Menschheit eingepflanzt, sich einst nach Jahrtausenden rein und unverworen in ihren Handlungen und Gesinnungen ausprägen muß. Laß uns hier, o Bester! die Hoheit und die Weisheit jenes grossen Stifters bewundern, welcher durch sein schönes untadelhaftes Leben und die edle Aufopferung desselben, diese Periode angefangen und
eine

eine Wahrheit in seine Lehren gelegt hat, welche nach Jahrtausenden noch eben so rein, wie sie ursprünglich in seinem Geiste war, zur Wirklichkeit gelangen muß.

Allein, o Fremdling! nach der erwähnten Periode ist noch eine andere zurück, welche in der Idee zwar gleich ewig mit der vorhergehenden, der Zeit nach aber zuletzt geboren und so weit entfernt ist, als einer der entlegensten Sterne, welchen du dort gegen den Pol hin mit deinem Auge erreichst. So vieler Raum uns von jenem Stern trennt, so viele Zeit trennt uns von der Vollendung der Weltgeschichte. Leihe, lieber Arctur! den Schimmer, welchen du meinem Auge leihest, auch meinem Geiste, daß er das Geheimniß, welches den kommenden Myriaden zu enthüllen aufgegeben ist, jetzt schon mit einigen Strahlen erhelle.

Wie die Menschheit in der ersten Periode vom Stand der Unschuld abfällt, welches als Sündenfall bezeichnet ist, in der zweyten sich selbst entzweyt, was unter dem Bilde der Sprachverwirrung bey dem babylonischen Thurmbau, wo die Völcker in verschiedene Reiche auseinander gehen, zwar nur figürlich

aber

aber trefflich ausgedrückt ist, so *richtet sich* dieselbe in der dritten Periode *wieder auf* und *erhebt ihr Antlitz in reinerm Lichte wieder zu Gott*, welches durch das *Christenthum* ausgedrückt ist. Dieses *Aufrichten und Erheben zu Gott* ist der herrschende Charakter der dritten Periode und wenn gleich das Christenthum, wie es dem allgemeinen Plan nach mußte, sich in dem *Fanatismus mit sich selbst aufs höchste entzweyte*, so ist doch jener herrschende Charakter nie in diesen Störungen untergegangen, wie er auch in der Folge nicht mehr untergehen wird. Die Religion ist es also, welche ihre unsichtbare und ungehemmte Richtung durch die Weltgeschichte nimmt und von welcher die beyden andern Mächte der Erde nämlich die Philosophie als die Macht des Wissens und die Politik als die Macht des Handelns abhängig sind. Obgleich diese Beyden in ihren untergeordneten Kreisen selbst ein eigenes und an Fülle reiches Leben führen, so müssen sie doch im Ganzen dem unwiderstehlichen Zuge der Religion folgen. Die Religion ist also der Menschheit eingeboren wie eine dunkel-leuchtende aber deutungsvolle Hieroglyphe, welche, obgleich jeder einzelne Mensch sie in sich selbst trägt, doch nur durch die Entwicklung der Menschheit

heit in unermesslichen Perioden realisirt werden und ihren vollen Sinn erhalten kann. Diese Hieroglyphe, welche in der ersten Periode als Stand der Unschuld, in der zweyten als Selbstentzweyung sich darstellen mußte, um in der dritten als Versöhnung hervorzugehen, ist zugleich die Offenbarung des göttlichen Plans, welche den unbefangenen und gleichsam allgemeinen Geist so deutlich ansprechend nicht nur in der Weltgeschichte wohnt, sondern auch in dem zusammengezogenen und verkleinerten Abbild der Weltgeschichte — im Menschen selbst — der Seele erscheint. Nur diese drey Perioden gehören zu uns und die Menschheit hat nur für ihre Bedeutung Empfänglichkeit. Was vor dem Anfange der ersten Periode war, und nach dem Ende der letzten seyn wird, ist unserm Wissen und Erkennen völlig fremdartig. Denn jene den Menschen eingeborne Idee erfüllt sie auch ganz, sie leben und weben in ihr und sie hat keine Beziehung auf das, was vor dem Anfang war und nach der Vollendung seyn wird. Dieß sind Dinge, bey welchen, wenn du sie erfragst, du von dem Antwortenden voraussetzen must, daß er vorher zerichtet seyn und eine Existenz aufser seiner Existenz tragen müsse, um antworten zu können.

nen. Es sind mithin Fragen, welche keinen Sinn haben und sich daher nicht aufwerfen lassen. Was wir davon errathen können, ist bloß das Aehnliche, was wir mit vermindertem oder vermehrtem Maasstab aus unsern Perioden auf die jenseitige übertragen. So scheint es uns, daß in der jenseitigen Periode, welche vor den unsrigen war, die Menschheit nur ein vegetatives Leben, welches den Knospen, den Blüthen und den Früchten der Natur ähnlich war, geführt haben müsse und daß sie in der Periode, welche nach den unsrigen kommen wird, eine höhere Aufgabe als die menschliche erhalten, und in einem weit seligern Leben entwickeln werde. Allein, wer vermag mit einem einzigen Lichtstrahl eine unermessliche Sphäre zu erleuchten und wer mag das errathen, was uns selbst als ewiges Geheimniß anerschaffen ist? Nur der Glaube und die Ahndung bahnen sich noch einen Weg in jene dunkeln Räume, welche der Urheber der Dinge dem leiblichen und geistigen Auge verschlossen hat. Aber der Glaube ist blindgebohren und das Licht der Erkenntniß ist ihm entzogen — und die Ahndung ist, wie es das Wort ausdrückt — sie ahndet nur.

Jetzt

Jetzt laß uns, o trefflicher Alfonso! wieder auf die Frage zurückkommen, was nach Vollendung der besondern Versöhnungs-Periode in der allgemeinen noch übrig bleibe? Aber vorher muß ich dich selbst auf die Antwort vorbereiten.

In der christlichen Lehre ist das sichtbare Streben, unter den Eigenschaften Gottes diese als *Vater aller Wesen* besonders herauszuheben, und man kann sagen, daß dieses Streben in der That den Hauptcharakter der christlichen Lehre ausdrücke und daß alles andere entweder aus diesem Grundverhältnisse genommen sey, oder doch in naher Beziehung mit demselben stehe. Es gibt auch in der That kein sittlich-schöneres und umfassenderes Verhältniß, als das eines Vaters zu seinen Kindern — auf einer Seite wohnt in ihm die Vaterliebe, die Nachsicht, die Strenge, die Begnadigung, die Lehre, Warnung, Belohnung und das Beyspiel, und auf der andern Seite die kindliche Liebe, der Gehorsam, das Vertrauen, Unterwerfung, die Empfänglichkeit für Lehre und Warnung und der Nacheifer. Jenes ist das Vorbild, dieses strebt ihm ähnlich zu werden und ist das Nachbild. Tragen wir nun dieses Grundver-

hält-

hältnißs der Sittlichkeit in das Heilige der Religion über, so ist Gott ein unendlicher und ewiger Vater, die unendliche Urquelle alles Guten und Vollkommenen, der Mensch hingegen ein in seiner Endlichkeit nichtswürdiger und von Natur verderbter Sünder. So wahr nun dieses Verhältniß ist und im Gange der menschlichen Entwicklung auf diese und keine andere Weise dargestellt werden mußte, so ist es doch nur ein untergeordnetes und vom Gebiete der Sittlichkeit auf die Religion übertragen. Es ist aber nun einmal Zeit, daß dein Geschlecht, o Fremdling! einsehen lerne, daß die Religion nicht durch die Sittlichkeit gegründet werden könne, sondern ein ganz für sich bestehendes und von Gott unserer Seele geoffenbartes Werk sey, welches gar nichts mit der Erde und mit den Handlungen der Menschen gemein hat. Ienes Verhältniß zwischen Gott, dem barmherzigen Vater, und dem Menschen, als einem von Natur verderbten Sünder, war eine natürliche Folge der Entwicklungs-Perioden der Menschheit selbst. Denn — nachdem diese vom Stand der Unschuld abgefallen war, mußte sie sich in der zweyten Periode in Abgötterey und die gröbste Sinnlichkeit verlieren, und in diesem Zustande mußte die Sünde wie der mensch-

menschlichen Natur, da kein Widerstand in ihr war, eingepflanzt und anerschaffen erscheinen und als *Erbsünde* angesehen werden. Wie aber die dritte Periode durch das Christenthum und andere Anstalten herbeygeführt wurde und die Menschheit in ihm ihr Antlitz wieder aufrichtete und gen Himmel erhob, so mußte dieses ganze Verhältniß als eine *Versöhnungsanstalt* sich aussprechen, welche zwischen die Erbsünde der Menschen und die Barmherzigkeit Gottes als ihres ewigen Vaters eintrat. Dieses Verhältniß nun, da es offenbar aus der Region des Sittlichen auf die Religion übertragen ist, ist auch das Charakteristische der Versöhnungs-Periode des Christenthums; allein — wie sich diese mehr und mehr entwickelt und die Menschheit sich in ihr veredelt, muß auch die Erbsünde als sittliche Verderbtheit der Natur, welche den Menschen aus der allgemeinen Entzweyungs-Periode der Abgötterey noch anhängt, allmählig entweichen und zuletzt ganz getilgt werden.

Auch hier laß uns *Jesum* den Ausserordentlichen und seine tiefe Weisheit bewundern, indem wir in den *drey* Hauptmomenten seines Vorbildes aufs deutlichste schon die *drey* Hauptabschnitte des ganzen Christenthums

thums als seinem Nachbilde erkennen. Wie *sein untadelhaftes* und *sein sittlich-reines Leben* in den Abschnitten des Christenthums die erste Periode der Unschuld und Unbeflecktheit der christlichen Lehre, und *seine Verfolgung, Leiden und Tod* die Entzweyungsperiode derselben darstellt, so ist *seine Auferstehung* das untrügliche Vorbild für die Versöhnungsperiode und für die Befreyung von der Erbsünde, welche bey der Auferstehung zur Sittlichkeit als die irdische Hülle im Grabe zurückbleibt. Es ist daher in den drey Hauptzügen des Vorbildes *Jesu Christi*, nämlich seinem reinen Lebenswandel, seinem Leiden und Tod, und dann seiner Auferstehung ein weit tieferer Sinn enthalten, als ihn bisher die Geschichte darzustellen wufste. Das Vorbild trägt die Idee in sich, welche schon die ganze Geschichte des Christenthums enthält und erst nach einer Reihe von Jahrtausenden als getreues Nachbild durch die Menschheit vollendet werden soll.

Nach dieser Vorbereitung gehe ich wieder zur Hauptsache.

Da in dem Christenthum, wie ich dir klar zu machen mich bestrebt habe, die religiöse Seite beynahe ganz von der sittlichen
um-

umschlungen und überdeckt ist und ihre Richtung weit mehr rückwärts auf die Bildung und Veredlung des Charakters der Menschen, als auf ihre Erhebung zur Andacht und Heiligkeit geht, so kann auch am Ende der besondern Versöhnungsperiode, welche ich dir beschrieben habe, nichts Besseres hervorgehen, als eben die von der Erbsünde gereinigte und allgemein unter den Völkern verbreitete Sittlichkeit; aber das ganze Grundverhältniß des Christenthums, welches sich anfangs seiner Periode als eine Versöhnungsanstalt zwischen der Liebe und Barmherzigkeit des ewigen Vaters und dem Menschen als einem durch Fürsprache des Vermittlers wieder aufgenommenen und begnadigten Sünder darstellte, muß am Ende seiner Periode in ein höheres und heiliges übergehen. Das Sittliche ist nicht das Höchste im Menschen, sondern das Heilige, und wir dürfen nie vergessen, daß die Religion, selbst unabhängig von allen Mächten der Erde, wie ein unsichtbarer Genius über der Weltgeschichte schwebt, ihre Perioden beherrscht und wie sie dieselbe begonnen hat, auch mit ihr enden wird. *Es muß daher in der allgemeinen Versöhnungsperiode noch über die besondere des Christenthums hinaus ein Zeitraum liegen, welcher die*
Sitt-

Sittlichkeit als Resultat in sich aufnehmen und die Menschen zur Heiligkeit allmählig erheben wird. Dieser Zeitraum, welcher sich gegen die Zeit wie ein Jahrhundert zu einer Myriade verhält, wird an Kraft und Schönheit alle andern übertreffen, Natur und Geist werden aus ihren innersten Verhältnissen nach und nach heraustreten, und der Mensch wird in der Selbstanschauung seiner Ideen leben und glücklich seyn. Allein, o guter Alfonso! mein Auge wird dunkel, dich in diese Tiefen kommender Zeiten hinabzuführen, welche auch der Glanz des Mittags nicht mehr zu erhellen vermag. Ohne Zweifel wird diese Periode zwar auch wieder ihre Abschnitte haben, die sich zu einander verhalten, wie die besondere in der allgemeinen, aber wenn es schon dunkel für den Gedanken ist, sie zu fassen, so ist es noch dunkler für das Wort, es auszudrücken. Doch, o Freund! ich gebe dir dieß Bild, wie es in meiner Seele liegt und so gut ich's vermag.

Um zum *Heiligen* zu gelangen, muß die Wahrheit in allen ihren Gesetzen, die Schönheit in allen ihren Formen und die Sittlichkeit in allen ihren Maximen vorher gekannt seyn. Die ruhige Contemplation dieser Ideen gehört

gehört demnach zu dieser Entwicklungs-Periode der Menschheit. Jene unendlichen Welten, welche in dem unermesslichen Raum schwimmen und welche in nähere Beziehungen unter einander zu stellen, kein Sterblicher deines Geschlechts wagen kann, werden näher und näher zum Geiste her gerufen und die Einheit unter den Myriaden Sternen erforscht werden. Jene, die der spätesten Zeiten geniessen, werden in jedem Ding, es sey groß oder klein, offen oder verborgen, das Abbild des Universums erblicken, aber in jedem wird es auf eine andere Art ausgedrückt seyn, jedoch so, daß das Einzelne, in sich ein Ganzes, doch wieder als Mannigfaltiges dem Allgemeinen angemessen ist.

Wie die Bewegung der Sonne und der andern Sterne, welche jetzt unserm Auge unbeweglich scheinen, dem Geiste alsdann näher gerückt seyn wird, so wird auch die unsichtbare Gemeinschaft der Geister, welche wir jetzt nur ahnden, sich deutlicher in der Seele abspiegeln. Jene, welche in dieser Periode leben, werden erkennen, daß die Menschheit selbst nur ein Theil der Geisterwelt ist, welche nicht auf einen untergeordneten Planeten eingeschränkt, sondern durch alle Ster-

ne des Universums vertheilt ist und dafs die Aufgabe, welche unserer Weltgeschichte vorliegt, selbst nur ein Stück des ewigen Plans ist, welchen nicht etwas Einzelnes, sondern nur die gesammte Geisterwelt zu vollenden im Stande ist. Bey dieser Ueberfülle des Geistes werden die Naturbedürfnisse allmählig sich auf den geringsten Grad vermindern und sie zu befriedigen wird eine Last und keine Lust mehr seyn. In den vorhergegangenen Perioden waren die Schwingungen, welche die Politik unter den Völkern hervorbrachte, nur auf einen gewissen Raum eingeschränkt, in dieser Periode werden sie anfangen, durch das Ganze zu gehen und die entferntesten Völker in Erschütterung zu setzen. Die ersteren Perioden waren die Zeit der Erfindungen und Entdeckungen theils durch Handel und Gewinnlust, theils durch Wissbegierde; in der letzten Periode wird das Entdeckte und Erkannte benutzt werden, um es als Besonderes dem Allgemeinen anzupassen. Das Charakteristische der Nationen wird zwar nicht untergehen, aber sie werden sich alle zusammen zu einem universellen Weltcharakter ausbilden. Alle individuellen Verschiedenheiten, welche von der Zone, der Fruchtbarkeit des Bodens und überhaupt von äusserer

Noth-

Nothwendigkeit abhängen, werden zwar bleiben, aber sie werden sich, nachdem sie einmal in allseitige Berührung gesetzt sind, in ein Ganzes verschlingen, welches als der höchste Maasstab menschlicher Kultur zwar selbst ruhig und nur in der Idee vorhanden, aber doch von jedem Volke auf eine besondere Weise bewegt und ausgeprägt wird. Von allem dem, was du hier aus meinem Munde hörst, edler Alfonso! mußt du alles Niedere entfernen und manche Fragen, welche du zwar gerne aufwerfen möchtest, die aber doch in geringer Beziehung damit stehen, in dir unterdrücken. Wenn es zum Beyspiel dir einfallen sollte, zu fragen, wo sich wohl der erste Centralpunkt zur Entwicklung jener hohen Kultur bilden werde, so müßte ich dir antworten, daß dieses in Ansehung der allgemeinen Idee, welche von der Vertheilung der Kräfte im Raume völlig unabhängig ist, eine gleichgültige Sache sey. Ja — es könnte seyn, daß das jetzt herrliche und sich großer Thaten rühmende Europa mit der Reife der Zeit gewaltig sinken und daß das, was es einst den armen unschuldigen Indianern zu Leid gethan hat, mit schwerem Gewicht auf dasselbe zurückfallen könnte. Einst wird die große Rolle auch an die andern Welttheile
kom-

kommen, wie es schon einmal war, wo alsdann Europa mit neidischem Blick das Zusehen haben wird. Auch gilt das, was ich dir erwähnt habe, nicht von einzelnen trefflichen Menschen, welche allerdings den späteren Zeitaltern jetzt schon voreilen und das Sittlichschöne und Edle in sich erwecken und vollbringen können, sondern vom Ganzen, welches nur nach und nach sich zu jenen höhern Stufen erheben kann. Denn gerade dieß ist der Ruhm und die Ehre des Menschengeschlechts, daß jedes Individuum aus seiner Mitte aufstehen, die Idee der Weltgeschichte, oft sich selbst unbewußt, in irgend einem Abbild ausdrücken und obgleich an die natürlichen Fesseln, Bedürfnisse und alle die kleinen Verhältnisse seines Zeitalters gebunden, doch auch sich weit über dasselbe erheben kann.

Vor allen Dingen aber wird in jener Periode, deren Schilderung ich dir gebe, das Streben auf die *Religion* gerichtet seyn. Man wird einsehen, daß das Geheimnißvolle die wesentliche Seite der Religion ist, und daß es gar keine andere Würde für sie gibt als diese, daß sie den profanen Augen entzogen ist. Man wird ihr wieder Tempel erbauen,
lau-

lauter Meisterwerke, herrlicher und schöner,
 als je welche gegläntzt haben; aber sie werden
 einsam stehen auf Bergen und umschattet von
 hohen Bäumen und der Ort, wo sie stehen
 und die Berge werden heilig genannt werden.
 Nach einigen grossen und auffallenden Bege-
 benheiten, in welchen die Gottheit zu zür-
 nen scheint, wird man die weisesten und edel-
 sten Männer aus dem Volke hervorrufen und
 Versöhnopfer durch sie anstellen lassen. Nach
 und nach werden diese die Mysterien wieder
 einführen und sich zur symbolischen Dar-
 stellung göttlicher Geheimnisse ausbilden.
 Sie werden Stufen der Einweihung haben,
 welche sich zu einander wie sittlich, weise
 und heilig verhalten und wozu die Zöglinge
 aus der Klasse der Freyen genommen und
 durch eigenthümliche Erziehung und Bildung
 nachgepflanzt, nur nach und nach gelangen
 können. Keuschheit, Mässigkeit und Ein-
 fachheit sind die unzertrennlichsten Gelübde
 dieser Einweihung. In das Innre der Tem-
 pel darf kein profanes Auge dringen und selbst
 der König des Landes darf nur den Vorhof
 betreten. Kein Ungeweihter darf den heili-
 gen Berg besteigen, ausser an den jährlichen
 Festen, wo das Volk Dankopfer bringt und
 heilige Gesänge feyert.

Doch

Doch — Alfonso! ich will dir diese Schilderung, wie das Heilige heilig bleiben müsse, was die Nachwelt besser verstehen wird, nicht weiter ausmahlen, sondern dich nur den Sinn davon vernehmen lassen.

Wie in der vorhergehenden Periode die Menschheit zum *Sittlichen* ausgebildet wurde, so muß sie in dieser zum *Heiligen* erhoben werden. Nun ist aber die Religion der unsichtbare Staat im sichtbaren, es müssen daher alle Anstalten, welche dieses Verhältniß nachahmen, aufs beste hervorgesucht werden. Aus diesem Grunde werden neue Tempel aufgebaut und mit Allem, was Kunst und Reichthum vermögen, ausgeschmückt werden. Denn die Kunst ist das Organ der Seele, wodurch sie den Umgang mit den Göttern genießt und das von dieser Seite Mitgetheilte in Sinnbildern wieder offenbart, und der Reichthum, Gold, Silber und Edelgestein hat nur einen Werth, wie die Farben des Pinsels; als seltene Naturproducte sind sie der Schmuck der nichtseltenen, ohne das Schöne, was die Kunst gibt, zu verbessern, sondern nur zu zieren. Es ist falsch, daß der Reichthum die wahren Kunst- und Naturbedürfnisse sichere und dem Niederträchtigen, der einen Durst •
nach

nach Gold und Silber hat, muß man es glühend in den Hals gießen, wie es einst die Indianer den Spaniern machten. Aus den mehr als tausendjährigen Ruinen alter Klöster werden neue entstehen, aber sie werden mit untadelhaftem und unschuldigem Sinne die Liebe zur Weisheit nähren und den *heiligen Paean* ermuntern. Was dem öffentlichen Gottesdienst noch übrig bleibt, ist die Gewalt der Musik und die heiligen anfeuernden Chorgesänge. Denn wie in den Hallen eines erhabenen Tempels eine unsichtbare Macht die Seele faßt und erschüttert, so herrscht in der Harmonie der Musik eine unhörbare Gewalt, welche den Inhalt des Worts, welches in Bezug auf das Heilige weit hinter seinem Gegenstand zurückbleibt, erhebt und dem Gefühl der Andacht verähnlicht.

In unsern Tagen hat die Moral sich angemafst, die Religion in sich aufzunehmen, wie ein grösseres Gefäß das kleinere, und dieselbe in ein Modell umzuschaffen, in welches alle die Sittensprüche gleichfalls hineinpassen sollen, welche der kranke Verstand als die ächten Triebfedern für die Handlungsweise der Menschen ausgibt. In jener Periode hingegen, von der ich rede, wird sich die Religion

gion nach und nach ganz von der Abhängigkeit der Moral lossagen und zwischen sich eine eben so feste Grenzlinie finden, als sie jetzt zwischen der Sinnenlust und dem Ideal des Schönen gefunden ist. Einst, o guter Alfonso! wird die Oberherrschaft, welche die Religion über die Philosophie und Politik behauptet, ohne Widerrede seyn und keine Macht wird es wagen, das Heilige auch nur in seinen entfernten Beziehungen anzutasten. Wenn du mit mir auf die Bahn zurücksiehst, welche das Christenthum theils schon durchlaufen hat, theils noch durchlaufen wird, so wirst du das Verhältniß der Religion zur Politik auf mehrerley Arten ausgedrückt finden. Einst herrschte die Religion durch den Fanatismus über die Politik; späterhin bediente sich diese der Religion als eines Vehikels zu ihrer eigenen Grösse. Jetzt da die Sittlichkeit als das in diesem Zeitraum wahrhaft Bessere sich emporzuschwingen und die Vorurtheile, Aberglauben und Unglauben auszurotten beginnt, die Religion aber dennoch nur eine untergeordnete Rolle erhält und das Heilige in seinen hohen Beziehungen nicht verstanden ist, werden noch tausend Verwicklungen statt finden. Die Zeiten, o Fremdling! werden nicht ferne von uns seyn, wo die
Wuth

Wuth der halben Aufklärung den sanften wie den strengen Zügel auf gleiche Weise hassend die Einheit der Regierungen bald anfeindet bald wieder aufnimmt. In unsern Zeiten hat die Moral den individuellen Werth des Menschen wie den eines Volkes auf eine einleuchtende Art darzustellen gewußt; aber ehe dieses zur allgemeinen Ueberzeugung gelangt und das Wahre davon eingesehen ist, wird sich lange genug eine übelverstandene Freyheit aus ihr entwickeln, welche, wie eine unstete Welle von jedem Winde emporgeblasen, in allen Formen und Gestalten ihr Glück suchen und es nirgends finden wird. Die Politik wird mit den reinsten Absichten nicht wissen, wo sie daran ist und sie wird die einmal erloschene Achtung für Religion umsonst an dem kalten Strohfeuer der Moral zu erwärmen suchen. Nach vielen vergeblichen Versuchen wird sie endlich die alte Ordnung der Dinge zurückwünschen, aber diese steht auch nicht wieder auf und gewährt auch keine Sicherheit mehr.

Allein — Alfonso! von allen diesen Verhältnissen paßt keines auf jene Periode, auf welche ich dich vorhin geführt habe. Die Oberherrschaft der Religion wird von der Politik

litik ihrem Wesen nach vollkommen anerkannt werden, sie wird sich ihr unterwerfen, nicht eines verborgenen Gewinnes wegen, sondern aus reiner Ueberzeugung. In jene heilige Tempel, wo die weisesten und edelsten, von aller Leidenschaft und Ruhmsucht entblößten, Männer versammelt sind und die Mysterien aufbewahren, wird auch das *Orakel* zurückkehren und der unbestechliche Priester, welcher die allgemeine Idee der Menschheit aus der Religion betrachtet, wird auch im Einzelnen das Gesetz und die Freyheit zu bestimmen und ihr gleichestes Ebenmaafs in reinen Aussprüchen zu finden wissen.

Nun, o Fremdling! habe ich die Rede vom Heiligen mit dir durchgeführt, ich habe dir gezeigt, wie die Weltgeschichte der Religion unterthan ist und wie die Entwicklung der Menschheit ein unsichtbarer und unbegreiflicher Zug nach einem höhern Ziele begleitet; aber diess grofse Werk zu vollenden, wird noch ein langer und heftiger Krieg entstehen und diess wird der letzte Kampf des Ehrgeitzes und der Herrschsucht seyn, in welchem beyde als die letzten Opfer für die Heiligkeit der menschlichen Natur fallen werden. Der Krieg wird allgemein seyn und wie
ein

ein anziehender Strudel ein Volk um das andere in seine Kreise ziehen und an die Gewalt des Mittelpunkts binden. Dieser allgemeine Krieg, der eigentlich keine Eroberung der Erde, sondern eine Eroberung des Himmels ist und in welchem alles Schlechte vollends getilgt und alles Vortreffliche entwickelt wird, wird nach langen zweifelhaften Siegen endlich durch drey unüberwindliche Mächte entschieden, welche zwar mit menschlicher Gestalt angethan, aber die Ideen auf die reinste Weise repräsentirend, die eine von Norden, die andere von Süden kommen werden, um sich mit der dritten zu vereinigen, welche in der Mitte den erhabensten Thron bewohnt. Die erste Macht ist die *Tapferkeit*, die zweite die *Gerechtigkeit* und die dritte die *Religion*. Die Tapferkeit, welche von Norden her mit zahllosen Schaaren in kriegerischer Rüstung an den heiligen Berg der Religion gelangt, wird ihr flammendes Schwert und ihre Macht — und die Gerechtigkeit, welche von Süden kommt und mit einer eben so großen Menge friedlicher Völker umgeben ist, wird den Oelzweig und das goldene Gesetzbuch an den Fuß des Throns, welchen die Religion sich erbaut hat, und dessen Gipfel höher reicht als die Sonne über der Erde steht, anbetend

bethend niederlegen; beyde werden sich den ewigen Schwur der Vereinigung und Liebe schwören, alle Schaaren werden einander die Hände biethen und das — Gelobt sey Gott — in heiligem Jubel ausrufen. Die Religion wird sich herabneigen und allen vereinigten Schaaren den Segen geben — aber diesen Segen und jenen Schwur wird keine Nachwelt mehr hören. Denn jene unendliche Wolke, welche das Geheimniss der Religion umschwebt, wird vor ihrem Throne zerfliessen, die Gewalt des Lichts, das heller als alle Sonnen glänzt, wird in unabsehbaren Strömen hervorbrechen und alle Völker der Erde werden vor seinem Glanze vergehen. Dieses Licht, o frommer Alfonso! ist das Heilige und Göttliche, welches zu schauen das Menschliche vergehen muß, um in eine höhere Weltordnung versetzt zu werden, wo jenes Licht in seiner Herrlichkeit und Majestät ertragen wird.

Drittes Gespräch.

Eremit.

Siehe, Alfonso! schon röthet die Sonne den hohen Saum des östlichen Berges, welcher von jener Seite das Thal einschließt. Diefes ist das ächte Gold des Einsamen, welches keinen Neid unter den Menschen gebiert. Doch — verzeihe, daß ich schon so frühe deine Ruhe unterbreche, aber die Lust trieb mich, dir meine Schätze zu zeigen und keinen ungesehen vorbey zu lassen. Meine Ruhe sind einige Stunden süßen Schlafes, denn meine Sinne, nicht übersättigt und nicht ermüdet im Geräusche der Städte und im bunten Gewimmel der Menschen, bedürfen keiner längern Erhohlung. Mit der Morgen- wie mit der Abendröthe gehe ich zur heiligen Quelle, welche tief verborgen und noch von keinem Auge gesehen mit leisem Rauschen, wie die Blätter im nahen Winde, aus dem Felsen springt und täglich klar und helle aus ihrem Lager aufsteht. Hier verrichte ich den geheimen Dienst, welchen der Weise der Gottheit schuldig ist und kehre dann neugestärkt in meine Pflanzungen zurück, welche
ich

ich mit Liebe ansehe und mit Sorgsamkeit hüte und pflege. Du würdest es kaum glauben, edler Alfonso! wie nahe mir der zu frühe Tod meiner Lieblinge geht und wie selbst meine Harfe die Trauer empfinden und mir nacherzählen muß. Denn die Blumen sind nicht unsterblich, wie wir — ihr Verlust ist der Trauer noch werth, welche, wenn sie für uns entsteht, Kleinmuth und Sünde ist. Ein lebendiger Trieb zwar geht von Blume zu Blume in ewiger Ordnung, aber kaum hat er gewirkt, so neigt sich die schöne Hülle ins Grab. Der Trieb zwar dauert im Wechsel der schönen Formen fort und nicht undeutlich scheint er die bessere Spur seines Lebens von der Sonne zu borgen, aber dennoch ist er zu sehr noch an das irdische Princip unseres Planeten gebunden, als daß sein Streben sich je auf eine merkliche Weise von ihm wird entfernen können. In uns ist es anders, unser Streben ist auch in seinem kleinsten Moment nicht ans Irdische geheftet, sein Charakter ist, der Erde auf immer zu entfliehen und in der weiten Entfernung sie selbst wie einen unendlich kleinen Punkt zurückzulassen. Wir sind hier blos die hohen Fremdlinge, von der Erde zur Mahlzeit gebethen, und was wir ihr schuldig sind und je schul-

schuldig werden können, ist der Dank für die Sättigung.

Lass uns jetzt, Alfonso! diese Hütte verlassen, über das Thal gehen und am jenseitigen Berge die Sonne erwarten. Auch drüben am östlichen Berge habe ich Pflanzungen, welche werth sind, dir gezeigt zu werden. Oft besuche ich sie und noch öfters werfe ich einen sehnsuchtsvollen Blick hinüber. Indessen aber, als wir diesen Weg nehmen, erzähle mir — denn es ist billig und recht, daß ich dich darum frage — ob dir keine Zweifel über den Inhalt meiner gestrigen Rede aufgestossen sind und welche?

Fremdling.

Verehrungswürdiger Greis! Lange und tief in die Mitternacht hat der Gehalt deiner Rede in mir widergetönt und ich habe die Hauptgedanken davon zurückgerufen. Aber wie in jedem Individuum jede Hauptidee auf eine besondere Weise sich ausnimmt und mit andern Nebenideen sich vergesellschaftet, welche oft Einwürfe und mit ihnen vielleicht auch den Irrthum einführen, so warf sich auch mancher Zweifel in mir auf, welchen
ich

ich nicht aus der Hauptidee zu lösen im Stande bin. Ich weiß zwar wohl, daß derjenige, welcher Jahrelang Hindernisse überwunden hat, eine Tiefe auszugraben, um einen sichern Grund für sein Gebäude zu finden, über manche Einwürfe, warum er so und nicht anders baue, erhaben ist und daß er auch alle Vorsicht gebraucht haben werde, um zu verhüten, daß der ausgegrabene lockere Schutt wieder auf den Grund zurückfalle und seine Mühe vergeblich mache. Allein — wie jedes Gebäude, doch von sterblichen Händen verfertigt, nie die Idee eines Vollkommenen ganz ausdrücken, sondern nur errathen lassen kann, und auch mancher Bauherr, oft unbewußt der unterirdischen Quelle, auf welche er baut, erst spät erfährt, daß der Grund im unterwühlten Sande weiche und der Last nachgebe, so ergeht es auch den Systemen der Menschen. Die späteren Systeme zehren die früheren auf und assimiliren sich dieselben, um sie in eigener Form als etwas Neues wiederzugeben, und nur selten und nach langen Periode geschieht ein sicherer Schritt zur Beförderung der Wissenschaften, welcher als Epoche in ihre Geschichte eingetragen zu werden verdient.

Deine

Deine Rede ist gestern vom *Heiligen* ausgegangen. Du hast die *Andacht*, von welcher die Seele ergriffen wird, als eine Macht dargestellt, welche nicht nur über jedes individuelle Gefühl und Neigung, sondern auch über jede Vorstellung und Begriff erhaben ist und vor welcher selbst die Reflexion ganz verschwindet. Nicht ich zwar, der ich den Sinn tiefer nehme, aber viele aus meinem Geschlechte würden dich hiebey fragen, ob dir denn wahrhaft nicht das Heilige durch Abstraction von allem Irdischen entstanden, und mithin als Product des Denkvermögens anzusehen sey?

Eremit.

Gerne nehme ich diese Frage auf, nicht als ob sie an sich eine Würdigung verdiente, da sie in der That weit vom Ziele ist, sondern weil, wie du sagst, viele deines Geschlechts sich nicht davon losmachen können.

Was ist aber eben diesen Männern die Abstraction? Wenn sie sagen, wer vom Irdischen abstrahirt, der erhält das Heilige, so werde ich ihnen dagegen halten, wer vom Heiligen abstrahirt, der erhält das Irdische; denn immer ist das Eine durch das Verschwin-

den seines Gegentheils gesetzt und es ist hie- mit gar nichts anders gesagt, als dieses. Du siehest, Alfonso! wie die Abstraction gegen beyde Entgegengesetzte hier wie überall vö- lig indifferent ist und wie mithin keines von beyden ein Product des Denkvermögens ge- nannt werden kann. Ob du vom Einzelnen auf das Allgemeine zurückgehest oder vom Allgemeinen auf das Einzelne gelangest, ist in Hinsicht der Abstraction gleichgültig, nur daß eine und ebendieselbe Kraft im erstern Fall sich immer mehr und mehr erweitert, und das andere Mahl sich auf gleiche Weise zu- sammenzieht und getheilt wird. Der Irrthum, welcher uns hier gerne beschleicht, ist eigent- lich der, daß man das *Abstractum*, weil es nicht wie eine sinnliche Qualität gesehen und gefühlt wird, für ein erst durch Denken Ent- standenes hält, da es doch eben so gut wie der leibliche Sinn ein Eingepflanztes und An- erschaffenes ist. Wie die Materie dem leib- lichen Sinne gegeben ist, so ist dem geistigen Sinne die Idee eingebohren und die Abstra- ction ist blos die Operation der Seele, *nicht eines oder das andere zu produciren, sondern nur eines oder das andere ausschliesslich zum Bewußtseyn zu bringen*. Alles ist nicht nur der Anlage nach, sondern selbst dem Wesen nach

nach schon vorhanden, und keinem unter euch fehlt weder die Idee, noch die Materie, aber wohl fehlt Vielen die Kraft, sich vom Letztern loszumachen, um sich zum Erstern zu erheben und es zum Bewußtseyn zu bringen. Die Materie ist ja nur das, was euern leiblichen Sinn zunächst afficirt, aber unvermerkt und euch unbewußt liegt auch schon die Idee dabey, wollt ihr diese rein erhalten, so müßt ihr vom andern abstrahiren. Ihr nun glaubt dabey, die Idee hervorgebracht zu haben, da ihr doch weiter nichts gethan habt, als daß ihr das Einzelne vom Allgemeinen, das Niedere vom Höheren zu entfernen suchtet, um dieses ausschließlich der Reflexion zu übergeben. Kommt es dir nicht sonderbar vor, Alfonso! daß solche Männer das Bessere und Edlere, wie z. B. die Ideen der Tugend, Schönheit und Wahrheit, für ein zufälliges von der Abstraction abhängiges Product der Seele — das Schlechtere aber und Unedlere, nämlich die Sinnenwelt mit ihren Qualitäten, für das Reale und Nothwendige halten und daß sie je haben glauben können, daß das Bessere und Höhere durch Abstraction vom Schlechtern und Niedrigen entstanden sey?

Das

Das Denken ist nicht die höchste Function im Menschen. Denn ihr würdet ja nichts von einem Denken wissen, es selbst noch nie ausgesprochen haben, wenn ihr nicht auf das Denken als solches reflectiren könntet und schon oft darauf reflectirt hättet. Die Reflexion aber auf das Denken ist offenbar eine höhere Function als das Denken selbst, weil hier wie überall das Begrenzende das Begränzte von allen Seiten umfassen muß. Wie ihr nun jene höhere Function, welche das Denken als solches zu fixiren und zu erforschen im Stande ist, nennen wollt, ist gleichgültig, ich nenne sie geistige oder intellectuelle Anschauung, weil sie alles, was im Denken successiv ist, in einen einzigen Act zusammenfaßt und es als etwas zugleich Gegebenes anschaut. So enthält z. B. die Idee der Tugend alle moralischen Maximen für die Gemeinschaft vernünftiger Wesen, die Idee der Wahrheit alle nothwendigen Gesetze des Universums, und die Idee der Schönheit alle Formen der organischen Verbindung in einer einzigen Anschauung in sich, welches alles hingegen der Verstand nur successiv und nur als etwas in Raum und Zeit Auseinandergezogenes sich entwickeln kann. Jene Anschauung erhält ihr freylich nur durch Abstraction

von

von allem Denken und Vorstellen, aber sie entsteht nicht durch dieselbe, sondern als ein schon längst und eben so nothwendig als der sinnliche Stoff Vorhandenes tritt sie nur im Bewußtseyn hervor, wenn die Abstraction alles Niedere und Unangemessene von ihr entfernt hat, oder, um es mit einem Wort zu sagen, das Bewußtseyn wird dadurch selbst in jene Anschauung verwandelt und erhoben. Wie in der Wirklichkeit wahrhaft nichts gesondert, sondern jeder Moment des Lebens ein Ausdruck ist, in welchem die Seele mit allen Functionen und Ideen, zu gleicher Zeit aber mit verschiedenem Uebergewicht und Bewußtseyn, rege ist und auf irgend eine bestimmte Weise sich abbildet, so ist auch die Abstraction mit dem Leben der Menschen aufs innigste verwebt, und geht nicht nur in das Wissen, sondern selbst in das Handeln ein. Willkührlich ist ihr Gebrauch nur im Philosophen, dessen Sache es ist, den Antheil, welchen diese oder jene Function an der allgemeinen Harmonie des Lebens hat, rein abzusondern und somit in einer Geschichte successiv zu entwickeln, was im Leben selbst als ein ewiges Zugleichseyn vorhanden ist. Dafs eine solche Entwicklung verschiedene Grade der Vortrefflichkeit habe und
mehr

mehr oder weniger der Harmonie des Lebens angemessen sey, ist aus der Menge philosophischer Systeme aller Jahrhunderte hinlänglich bekannt und ich brauche dir nichts darüber zu sagen. Allein — die ächte Abstraction, welche in allen Stücken vom Einzelnen aufs Allgemeine geht, ist eine wahrhafte *Entkörperung*, welche, wenn sie einmal thätig in das Leben eines Menschen eingreift und, wie vorzüglich im weisen und tapfern Manne, permanent geworden ist, eine gänzliche Verachtung der Sinnenwelt und aller Arten von Wollust, hingegen eine Sehnsucht nach dem Tode hervorbringt und in ihrer erhabensten Richtung auf das Heilige und Unsichtbare als *Andacht* im Menschen erscheint. Wenn du, bester Alfonso! die Abstraction in diesem Sinne nimmst, so bin ich, wie du siehest, mit dem Satz, daß das Heilige durch Abstraction vom Irdischen erhalten werde, vollkommen einverstanden, keineswegs aber damit, daß es, gleich einem Begriff, ein Product des Denkens sey.

Fremdling.

Die Nichtigkeit dieses Einwurfs, wovon du eben sprachest, habe ich schon längst eingese-

gesehen, und wenn du dich meiner gestrigen Schilderung, worin ich die verschiedenen Zustände meiner Reflexion beschrieb, noch erinnerst, so wirst du diesen Einwurf im Allgemeinen schon daselbst widerlegt finden. Aber ich bringe dir jetzt einen Einwurf vor, wovon ich gestehen muß, daß, ob er gleich in deiner gestrigen Rede auf verschiedene Weise entwickelt vorkommen mag, ich doch die einzelnen Bestandtheile dieser Entwicklung nicht mehr recht zusammenfinden kann. Sagtest du nicht, daß die Religion, je öffentlicher sie gemacht werde, destomehr zur Moral herabsinke, und an einer andern Stelle — daß es nach der besondern Versöhnungs-Periode des Christenthums noch eine Periode geben werde, in welchen sich das Heilige immer mehr vom Sittlichen absondern und eine feste Grenzlinie zwischen sich ziehen werde?

Eremit.

Allerdings sagte ich das.

Fremdling.

Wenn du der Religion eine so überschwengliche Würde gibst, daß selbst die Einmischung der Sittlichkeit ihrer Vortrefflichkeit

keit Abbruch thut, wie soll sie denn der Gedanke noch fassen und, da sie doch vom Himmel auf die Menschen herabgekommen ist und irgend einen Zweck für sie haben muß, wie soll sie diesen erreichen, wenn sie eine eigene, für die Sittlichkeit und Erkenntniß der Menschen abgeschlossene, Sphäre bildet? Wenn das Sittliche vom Heiligen gesondert werden soll, was bleibt denn für das Heilige noch übrig und was hat es für einen practischen Werth?

Eremit.

Wenn mich nicht alles trügt, guter Alfonso! so hast du diesen Einwurf mitten aus dem Schoosse deines Zeitalters herausgenommen und, wie mich dünkt, recht sorgfältig, wie einen Keil in die Fuge, eingetrieben, damit es Mühe koste, ihn wieder herauszubringen. Allein — wie dein Zeitalter zwar nicht mehr das Vergangene aber auch noch nicht das Zukünftige ist, so werde ich auch diesen Einwurf nicht nach dem Geiste, welcher in ihm herrscht, zu lösen im Stande seyn. Wie jeder moralisch - handelnde Mann nie an der Stelle, wo er handelt, der Güte seiner Absichten nach gekannt seyn kann, sondern sich
auf

auf einen Richter in der Zukunft berufen muß, so hat auch der ächte wissenschaftliche Geist seinen Richter in der Nachwelt zu suchen. Das Unbekümmertseyn, welches auf die Reinheit der Absicht und auf einen allgemeinen und nicht aus oberflächlichen Betrachtungen geflossenen Werth der Ueberzeugung sich stützen kann, ist daher das beste Gegengift gegen die Willkühr des Zeitgeistes. Würde ich in den Abschnitten eines Systems zu dir reden und nicht in einem traulichen Gespräche, so würde ich manches ganz anders stellen und jedes Hauptmoment, was in einem bloßen Gespräche nicht so deutlich hervorblickt, vor allen unnützen und fremdartigen Begriffen, welche die ächte Deutung verfälschen, von allen Seiten zu verwahren suchen. Allein — in diesem einsamen lieblichen Thal, wo wir wandeln, hat der Zeitgeist keinen Werth, wie es überhaupt auch eine hässliche Sache ist, sich nach seinem Beyfall zu richten. Ich mache hier nur Anspruch auf deine Aufmerksamkeit, weil ich dich für einen weisen und edeln Mann halte und ich rathe dir auch, wenn du wieder zurückkehrest und das Gehörte erzählen solltest, daß du auch nur auf einige wenige gute Freunde damit Anspruch machest.

Was

Was nun deinen Einwurf angeht, so ist er größtentheils, was du kaum glauben solltest, schon durch die Form, in welcher du ihn vorträgst, gelöst.

Wie das Gold mit Kupfer legirt zwar in allen Händen als eine schätzbare Sache herumläuft, aber doch ohne Kupfer reiner und edler ist, so ist auch eure Religion mit der Moral legirt gangbarer und eurer Empfänglichkeit angemessener, aber doch ohne Moral reiner und vortrefflicher.

Du redetest vorhin von einem practischen Werth, welchen die Religion haben soll; aber welchen Werth du auch meynest, so müßte er die Religion herabwürdigen. Denn — was hat diese mit der practischen Brauchbarkeit zu schaffen, welche immer nur den Bedürfnissen der Zeit sich anschmiegt und keinen dauernden Werth hat? Die Religion ist nicht da, um die Menschheit zu verbessern und zu veredeln, sondern umgekehrt, die Menschheit bessert und veredelt sich, um sich der Religion immer mehr zu nähern. Das Sittliche ist nicht der höchste Zweck, sondern das Heilige — was aber der höchste Zweck ist, das kann nicht wieder
als

als Mittel zu etwas anderem dienen, und es ist eine wahrhafte Entheiligung der Religion, wenn man sie zu irgend einem practischen Zwecke unter den Menschen benutzen will.

Ich habe dir gestern gezeigt, wie die Idee der Weltgeschichte nur aus der Religion zu betrachten ist und wie alles, was die Menschen für blindes Schicksal halten, auf irgend eine Art seine Stelle in dieser Idee finden muß. Aus den nämlichen Betrachtungen fließt auch die Abhängigkeit, welche die Moral, die Politik und die Philosophie in der Entwicklung der Menschheit von der Religion hat. So gewiß nun nach dieser Idee die Menschheit sich in einer der letzten Perioden ausschließlicly und von der Moral geschieden zum Heiligen erheben und ausbilden muß, so nothwendig ist es, daß in der Periode, in welcher wir jetzt leben, die Religion sich mit der Moral vermengt und von ihr beherrscht ist. Dieses Uebergewicht aber hat nothwendig zur Folge, daß die esoterische Seite der Religion immer mehr verschwinden und in eine moralische Vernunftreligion sich umwandelt, welche allen Mysticismus verbannt. Was diese moralische Vernunftreligion eigentlich sey, dieß, Alfonso, laß mich hier übergehen

gehen und blos bemerken, daß, so rein auch ihre Absicht ist, doch der Erfolg nie ihrer religiösen Tendenz, sondern nur ihrer moralischen entsprechen wird. Was dein Geschlecht gegenwärtig vollbringt, sind wahrhaft nur die Anstalten zu der künftigen Veröhnungs-Periode des Christenthums, in welcher das Sittliche, was jetzt schon eure besseren Dichter, Philosophen und Theologen nach dem Geiste des großen Stifters vorbereiten, unter allen Völkern der Erde sich entwickeln und nach mehreren Jahrtausenden erst zur Reife gelangen wird. Allein — die Sittlichkeit liegt erst auf dem Wege zum Himmel, wie die Unsittlichkeit auf dem Wege zur Hölle, und wenn auch eure Nachkommen lernen werden, eine bessere und innigere Glückseligkeit im Bewußtseyn guter Handlungen zu suchen, so werden sie doch noch nicht die Leidenschaften und Laster ganz aus ihrer Natur verbannen können und immer etwas suchen und vermissen, was unvermischt mit Glück und Schicksal und edler noch als Freundschaft und Liebe, zur innern vollkommenen Ruhe und Heiterkeit nothwendig ist.

Hieraus wirst du sehen, Alfonso! daß die reine Religion wahrhaft von der Moral unabhängig

hängig ist und wie sie, weil sowohl in der Weltgeschichte als im einzelnen Menschen sie nur sich selbst höchster und alleiniger Zweck seyn kann, eine allen niedern Zwecken unzugängliche Sphäre bildet. Lange genug wird es dauern, bis diese Reinheit allgemein anerkannt seyn wird und inzwischen wird die Religion mit Aufopferung ihrer Würde noch manche Verbindungen eingehen müssen, welche, weil sie unrein sind, nie zur Einheit eines allgemeinen Gottesdienstes führen, sondern immer nur unter verschiedenen Formen und Secten sich äussern können; ja, sie wird selbst noch einmal in eine umgekehrte Richtung auslaufen und ganz exoterisch werden, um einst desto herrlicher sich in ihr Heiligstes zurückzuziehen und vor den Augen der Menschen zu verbergen. Ich habe nun deinen ersten Einwurf zu beleuchten gesucht und gehe nun an die zweyte Frage, was vom Heiligen übrig bleibe, wenn das Sittliche von ihm getrennt ist.

Wenn du das *Heilige erkennen* willst, so hört es auf, heilig zu seyn und der Zauber, welcher dasselbe umgibt, verschwindet. Wie willst du dieß erklären? Alfonso! Hier liegt gerade die tiefverborgene Wahrheit, welche
wir

wir *Religion* nennen. Alles, was die morali-
sche und sinnliche Natur des Menschen an-
geht, alles, was Tugend, Wahrheit und Schön-
heit enthalten, *findet die Seele in sich*, und
kann es durch Reflexion festhalten, das Hei-
lige und die Religion hingegen findet sie
nicht in sich, sondern *sie selbst in ihrer To-
talität wird von jenen ergriffen und festge-
halten* und eben dieses unsichtbare und un-
nennbare Etwas, was die Seele faßt und er-
schüttert, ist die *innere Offenbarung Gottes*,
in welcher die Seele in *Glauben und Andacht*
übergeht, so wie der ewige Plan Gottes, wel-
cher in der Weltgeschichte wohnt, die *äus-
sere Offenbarung* ist. Diese beyden Arten
göttlicher Offenbarung sind das, was wir *Reli-
gion* nennen, und wovon das Christenthum,
welches die dritte Periode eingeleitet hat, die
schönste unter den Menschen aufgegangene
Blüthe ist. Du siehest hieraus, Alfonso! wie
die Seele, weil sie selbst ergriffen und um-
faßt ist, auch ihrer Reflexion nicht mehr
mächtig seyn kann, sondern sich ganz, wie
sie ist, im Glauben und in der Andacht hin-
geben muß. Aber eben darum, weil keine
Reflexion mehr Statt findet, ist auch das Hei-
lige und die Religion nicht mehr durch den
Verstand und die Vernunft zu erreichen und
für

für diese ein ewiges Geheimniß. Was auch dein Geschlecht für Begriffe und Vorstellungen sich vom Heiligen mache, so wird es doch nie auch nur ein Theilchen der Tiefe damit ausmessen, worin es wohnt, und wie es sich auch brüsten mag, unbekannte Regionen in der Vernunft entdeckt zu haben, so wird doch sein Blick nie in das dringen, was uns als Geheimniß gleichsam anerschaffen ist. Einst aber, wenn die Vernunft der Menschen zwar unter den mannigfaltigsten Störungen der Politik und der Philosophie, aber doch mit grösserer Energie und freyerer Ueberzeugung ihre eigenen Gebiete durchforscht haben wird, wird die Seele ruhiger und die unsichtbare Gewalt der Religion näher empfindend, den eitlen Tand der Begriffe fahren lassen und auf eine herrlichere und dauerhaftere Weise sich der *Andacht* weihen und der Mysticismus, welcher jetzt nach und nach ausgetrieben wird und, freylich schlimm genug, mit Schwärmerey für einerley gehalten wird, wird einst wieder erweckt und alsdann in einer höhern Bedeutung, nämlich als *Orakel* und *Vorbild*, den Menschen wieder gegeben werden.

Fremd-

Fremdling.

Innigen Dank für deine unverdrossene Belehrung, gottesfürchtiger Mann! Ich nehme sie willig an und bin über die Zweifel beruhigt, welche ich dir vorlegte. Meinen Zeitgenossen aber wird noch vieles einzuwenden übrig seyn. Ohne zu rechnen, was sie in deiner Rede als Verstofs gegen die Logik finden werden, ist es auch wahrscheinlich, daß sie deinen Hauptsatz, daß in der Weltgeschichte die Philosophie und die Politik der unsichtbaren Spur der Religion folgen müsse, vielmehr umgekehrt behaupten werden, daß von jeher die Religion in allen ihren Bekenntnissen der Macht der Philosophie und Politik gefolgt sey.

Eremit.

Lafs es gut seyn, Alfonso! Was sie gegen meine Methode und Schlussart finden, das mag mitgehen. Die logischen Spielereyen sind bey den Philosophen, was bey den Chemikern das Knallpulver, es macht Lärmen und ist nur Wind. Wenn die Vernunft die gute Waare ausführt, so bringt der Verstand das Schiff mit Ballast beladen wieder zurück.

Was

Was das Andere und Wichtigere betrifft, so mögen sie ja die Religion, welche ewig rein und unwandelbar wie die Sonne ist, von ihren Lehren und Bekenntnissen trennen, welche wandelbar sind und sich mit fremdartigen Dingen mischen. Diese mögen von der Philosophie und Politik mancherley Störungen erleiden, während jene ohne Neid auf den unterirdischen Glanz auf ihrem heiligen Thron sitzt, die Weltgeschichte ergreift und in ihr die Entwicklung der Menschheit leitet und regiert. Auch werden mir deine Zeitgenossen vorwerfen, daß ich der Religion die Philosophie unterordne, und doch alles, was ich sagte, nur durch Philosophie wüßte. Auch dieß können sie nach Belieben halten. Für mich gibt es eine Philosophie, welche sich als System des Wissens und des Handelns ausspricht, und eine Philosophie des Nichtwissens und des Nichthandelns. Das Meiste, was ich gesagt habe, gehört in die letztere, von der erstern werde ich ein andermal mit dir reden. Wenn jene gegen die Gemeinschaft vernünftiger Wesen und das sichtbare Universum gerichtet ist, so ist diese gegen die Gemeinschaft mit Gott und das Unsichtbare gerichtet. In jener läßt sich vernünfteln und beweisen, in dieser nur auf-

weisen und alles Fremdartige entfernen. Ich weiß, daß es in dieser letztern einige Wahrheiten höherer Gattung gibt, welche zu sehr in die innerste Organisation unserer Seele verwebt sind, als daß sie von jener, wäre sie auch mit aller Stärke und Beredsamkeit ausgerüstet, Abbruch leiden können. Wenn du, frommer Alfonso! über diesen Punkt den nämlichen Trost in dir findest, wie ich in mir, so wird dir selbst die Philosophie und das Leben von geringem Werth scheinen und du wirst mit Sehnsucht auf dein Grab blicken. Denn wisse — von *dieser hohen Zuversicht* geht alles aus, von ihr geht die Tugend, die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, die Liebe, die Freundschaft und alle guten Genien der Menschheit aus und alle Sünden und Laster entfliehen ihr und verbergen sich vor ihrem sonnenhellen Antlitz in den tiefsten Abgrund. Wem jene hohe Zuversicht bleibend geworden ist, der hat die wahre Philosophie errungen, und wie die mindere Philosophie die Kunst zu leben lehrt, so lehrt die höhere die Kunst zu sterben.

Doch, Alfonso! unvermerkt sind wir in unserem Gespräche auf dem östlichen Berge an den Ort gekommen, wo ich dir meine schön-

schönste Anlage zeigen kann, wovon ich dir schon drüben sagte, daß ich öfters aus meiner Hütte einen sehnsuchtsvollen Blick herüberwerfe.

Fremdling.

Hast du wohl diesen Ort zur Gesellschaft und Heiterkeit dir auserlesen, um dich von tiefen Betrachtungen zu erhohlen? Ich sehe hier nichts als Blumen, welche zwar von deiner Hand geordnet, aber doch dem üppigen Wuchs selbst überlassen scheinen, wie die Natur es liebt, und ich höre nichts als die fröhlichen Accorde der Vögel.

Eremit.

Ja, lieber Alfonso! dieß ist der Ort, wo ich die neu aufblühenden Schöpfungen des Frühlings täglich besuche. Hier sehe ich zu, wie die Knospen sich entfalten, wie die Mücken- und Bienenschwärme vom starren Winter sich lösen und wie überhaupt das zerronnene und eingepuppte Leben der Insecten, welche ich in Menge hier beherberge, allmählig wieder Gestalt, Farbe und Bildung gewinnt. Lebendig ist dieß Gewimmel und
groß

groß der Geist, der aus ihm zu uns spricht. Was meinst du wohl, Alfonso! was dieser Geist lehre? — Folge mir in diese Kluft. — Hier siehest du die drey Stufen des menschlichen Alters, hinter den Stufen den Felsen und die heilige Quelle, welche aus ihm entspringt, und drüben am Felsen liegt die Stätte meiner zweyten Jugend. Festlich habe ich diese Anlage ausgeschmückt, wie eine Braut — denn da, wo meine Sehnsucht hingeht, muß mich die Freude, die Liebe und Heiterkeit begleiten. Was du um dich her erblickst, sind zwar nur die ersten Regungen einer erstarrten und jetzt neu aufkeimenden Natur, welche ihren jährlichen Cirkel beschreibt, für uns aber sind es die *Symbole unserer Verwandlung*. Jene, zu sehr an das irdische Princip gefesselt, sind auch mit ihm verwachsen und haben kein Streben über die Ordnung hinaus, in welcher sie einmal begriffen sind. Wir aber, nur die leiblichen Gäste der Erde, die wir über jene reflectiren und ihre Gesetze ausforschen können, sind auch um eine unendliche Potenz über sie erhaben. Ist unser Cirkel vollendet, so geben wir der Erde die Hülle wieder heim, welche sie allein an uns zu fordern hat, unsere Bande mit ihr sind zersprengt und unser Besseres geht in eine
 Ver-

Verwandlung höherer Gattung über. Allein, Alfonso! wenn sich auch der Weise und Tapfere nach dem Tode sehnt, so ist ihm das Leben doch keine Last, er kennt keine Müheligkeiten, keine Leiden und kein Unglück. Der Tod ist ihm nur vorbehalten, wie eine frohe Aussicht, welcher er in Mässigkeit und in Bekämpfung seiner Leidenschaften entgegengehen soll. Würdest du aber hiebey denken, daß der Tod als ein erwünschtes Ziel gewaltsam und mit freyem Willen zu befördern sey, so würdest du sehr irren. Denn jedem ist seine Stelle in den Verwandlungen durch die Weisheit und Tugend, oder Laster und Sünde bestimmt, welche er während seines Lebens erworben, oder deren er sich schuldig gemacht hat. Die Weisheit aber besteht in Besiegung der unseligen Triebe und Neigungen, in der Aufopferung des individuellen Wohls, in Verachtung des Genusses und im Hinblick aufs Ewige. Würdest du nun dein Leben verkürzend dir auch die Gelegenheit nehmen, dich für eine höhere Stufe der Verwandlung zu bilden, so bist du auch dafür verantwortlich, weil du mit verdrossener Mühe es verscherzt hast, weiser und besser zu werden, wozu deiner Seele die Anlage mit gegeben war. Der Weise und Tapfere
 liebt

liebt das Leben, nicht an sich, sondern in Rücksicht seiner Ausbildung, er trennt das Innere und Bessere vom Aeussern und Schlechtern, jenes erhöht er und dieses lernt er verachten, und er sehnt sich nach dem Tode als einem vorbehaltenen Gut, um selig zu werden. Unendlich sind die Grade der Seligkeit, wie der Unseligkeit. Wer im Schlamm der Wollüste, im Taumel heftiger Begierden und Leidenschaften sich gewälzt hat, der wird einst den Thieren ähnlich werden, nur mit dem Unterschied, daß ihn das Bewußtseyn seiner moralischen Gebrechen und der versäumten Besserung begleitet, wie die Fessel den Rudersklaven oder die Peitsche das Lastthier. Wer aber, was noch ärger ist, sich der Grausamkeit und der Unbändigkeit seiner Willkühr ergibt, wer die Gesetze verletzt und den Eidschwur bricht, wer Gottes Tempel plündert, um es an Lust und Genuß zu vergeuden, der wird einst zur Bestie werden und gleich dem Verzweifler, welchen das um Erbarmen flehende Bild des Ermordeten unaufhörlich verfolgt, über und unter den Sternen Ruhe suchen und keine finden.

Was ich hier sage, Alfonso! ist zwar nur eine aus unserer Welt übertragene bildliche
Dar-

Darstellung, aber es liegt in ihm, wie überhaupt im Heiligen, etwas Geheimes, welches deutlich genug als Symbol die Seele anspricht, ob es gleich die Vernunft wie einen leeren Traum verscheuchen möchte. So deutlich es ist, daß die Idee der drey Perioden der Weltgeschichte wie des einzelnen Menschen unsere Seele vollkommen ausfüllt, und daß jede Frage, welche über diese Idee hinausgeht, nur auf symbolische Weise beantwortet werden kann, so deutlich ist es auch, daß das zeitliche Leben sowohl des einzelnen Menschen als der Weltgeschichte nur als Zustand der Vorbereitung zu einer weitem Metamorphose angesehen werden kann. Wie nun der Gerechte und Weise die Gegenwart auf solche Weise in sich aufnimmt, als ob die Zukunft sein Richter wäre, so scheut hingegen der Lasterhafte und Ungerechte jeden Richter und handelt in der Gegenwart, wie wenn das Vergangene sein Maasstab wäre. Ienes aber ist das Vorschreiten zur Seligkeit, dieses das Zücksinken zur Verdammnis. Hieraus wirst du sehen, Alfonso! daß der Tod nur für den Sünder und Ungerechten ein Schrecken, für den Gerechten aber ein Uebergang zu einem seligen Leben ist.

Lafs

Lafs uns jetzt dieses Gespräch abbrechen und zu einer andern Zeit das Verhältniß erörtern, das uns in dieser Rede noch dunkel geblieben ist, wie die in dem ewigen Plane nothwendig vorkommende Verschlimmerung und Verbesserung der Menschheit doch mit der Freyheit und Zurechnung des einzelnen Menschen vollkommen bestehen könne, eine Erörterung, welche uns den Uebergang vom Heiligen zur Moral bahnen wird.

Mühsam ist der Weg auf die Höhe dieses östlichen Berges, aber belohnend ist die Aussicht, welche wir jetzt in Ruhe genießen wollen.

A n h a n g.

Beantwortung der Einwürfe, welche ein
Recensent in der allgemeinen Literatur-
Zeitung gegen meine Schrift: Philo-
sophie und Nicht - Philosophie
gemacht hat *).

Für meine Schrift: Philosophie und Nicht-
Philosophie hätte ich sowohl als das Publi-
kum eine Recension erwarten können, wel-
che, wenn auch das Verdienst meiner Dar-
stel-

*) Diese Antikritik hatte vor einiger Zeit eine Reise nach
Halle gemacht, um sich in die nämliche Zeitung einrü-
cken zu lassen, in welcher die Recension stand, zog
aber, nachdem die für deutsche Gelehrsamkeit äusserst
liberal handelnde Expedition 50 Rthlr. Courant als In-
sertions - Gebühr forderte, unverrichteter Dinge und um
keine unnütze Ausgabe zu veranlassen, wieder ab. Wenn
bey allen Gerichtshöfen die Verantwortungen gegen fal-
sche und verworrene Anklagen eben so theuer zu stehen
kämen, wie meine Vertheidigung bey diesem literarischen
Gerichtshof, so würde es um das rechtliche Verfahren
zwar eine einträgliche aber auch unedle Sache seyn.
Ich lasse diese Antikritik daher beynahe unverändert,
wie sie in den Händen der generosen Expedition war,
hier erscheinen, und diess mit um so weniger Anstand, als
ihr Stoff mit dem Inhalt der voranstehenden Abhandlung
nahe verwandt ist.

stellung dabey unbedeutend ist, doch der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessener gewesen wäre. Die Gränze zwischen Speculation und Glauben zu finden, muß unter die ersten Aufgaben gerechnet und, wie auch die Entwicklung derselben ausfalle, durch keine oberflächliche und ans Einzelne sich haltende Untersuchung geprüft werden. Das schöne Verhältniß zwischen Verfasser und Recensenten entspringt daraus, daß jeder in Beziehung auf Wissenschaft und Publicum als allgemeine Person auftritt; aber allgemein ist nur der, welcher einerseits alle individuellen Ansichten im Zusammenhang übersieht und im Stande ist, die Idee dieses Ganzen jeden Moment in sich hervorzurufen, um alle einzelnen Sätze an sie zu halten und zu prüfen, anderntheils eine völlige Neutralität aller Partheyen in sich vereinigt. Jeder Standpunkt, er sey aus einer ältern oder neuern Philosophie, ist hier willkommen, wenn er nur fest steht und das dahin einschlagende Einzelne und Besondere in den Sinn eines Ganzen aufgenommen ist. Wo nur besondere Sätze gegen besondere auftreten, ohne ihre Abkunft aus den höhern und allgemeinen zu kennen und darzuthun, da muß der Streit endlos seyn und wer Recht hat, unentschieden bleiben.

ben. In meiner Schrift sind drey Hauptmomente angegeben: 1) die Idee des Absoluten als die Gränze der Speculation, 2) die Entwicklung des Uebergangs dieser zum Glauben, 3) das Wesentliche und das Gebieth des Glaubens. Diese drey Momente sind in meiner Schrift in ihren mannigfaltigen Beziehungen zur Idee eines Ganzen ausgebildet. Wer diese Idee prüfen will, der kann nicht erst Nachfrage über diese Gegenstände in sich halten und darf nicht einzelne Sätze gegen einzelne stellen, er muß über diese Gegenstände eine Idee schon als fertiges Resultat mitbringen, um meine Idee an die seinige halten zu können; und nur aus dieser Idee können auch die einzelnen Sätze geprüft und bestritten werden. Wo ist aber in jener Rec. eine Rede davon, was der Rec. für eine Idee vom Absoluten habe und in welcher Entwicklung sie in uns entstehe? Wo ist nur ein Gedanke, was der Rec. Glauben nenne und in welcher Beziehung dieser mit der Speculation stehe? Was ist ihm intellectuelle Anschauung, und wenn sie ihm überhaupt nicht ist, wo liegt der Fehler ihrer Behauptung? Was ist ihm Religion und Offenbarung, was Theologie und ihr Verhältniß zur Philosophie? Davon allem dem, was doch in meiner Schrift

zur

zur Idee des Ganzen gehört, nichts gesagt ist, so befinde ich mich freylich mit ihm in dem seltsamen Falle, dafs alle meine Einwürfe gegen das, was in der Recension als Urtheil ausgesprochen ist, eben so leer seyn würden, als es aus den nämlichen Gründen seine Einwürfe gegen das Ganze meiner Schrift seyn müßten, wenn sich dergleichen vorfänden.

Da mir nun selbst die ersten Linien unbekannt sind, welche der Rec. für sein philosophisches System sich vorgezeichnet haben mag, so kann ich mich auch nicht an eine rationelle Seite dieser Recension halten — aber eine weit auffallendere Seite liegt in den Unrichtigkeiten und Mißverständnissen, welche ich jetzt der Reihe nach erzählen und berichtigen werde.

Der Rec. sagt gleich nach dem Eingange:
 „Kein neuerer deutscher Philosoph hat dieß Hauptthema der Eschenmayer'schen Schrift entscheidender behauptet und in seinen mannigfaltigen Beziehungen deutlicher dargelegt, als *Jacobi*. Um so mehr nimmt es uns Wunder, dafs H. E. dieses Mannes nirgends gedenkt, dessen Schriften ihm offenbar bekannt genug sind und

und mit dem er durch die Annahme eines über die Speculation hinausliegenden Gebiethes des Glaubens nothwendig übereinstimmen muß.“

Woher weiß Rec., daß ich Jacobi offenbar kannte? Ich versichere hier, daß mir keine Aeusserungen von Jacobi in dieser Hinsicht bekannt waren. Meine erste Bekanntschaft mit diesem vortrefflichen Manne machte ich im Jul. 1803. in Salats kritischer Uebersicht, welche mir Hr. Pfarrer *Werkmeister* in die Hände gab. In jenen Citaten sahe ich freylich, daß ich mehrere Gedanken von ihm wie aus seiner Seele abgeschrieben hatte, und es that mir wahrhaft leid, daß es zu spät war, ihn zu nennen, da mein Manuscript schon in den Händen des Verlegers war. Jene Ideen sind daher meine eigenen, und wenn ich sie hier gegen den Rec., nicht gegen das Publikum, vindicire, so geschieht es nicht, weil ich einen besondern Werth darauf legte, sondern um die Voreile des Rec. bemerklich zu machen. Ich muthe nun freylich statt der Verwunderung, daß ich Jacobi nicht nenne, dem Rec. ein größeres Wunder zu, daß zwey Individuen unabhängig von einander auf einerley Ideen kommen können.

Der

Der Rec. sagt: „Der Jüngerschaft Schellings ist H. E. schon durch den Titel und die Vorrede seines Buchs ungetreu geworden. Er hat die Miene angenommen, dem Meister manchen guten Rath geben zu können.“

Solche gehässige Ansichten können nur aus niedriger Personalität fließen. Nirgends habe ich mich für *Schellings* Jünger ausgegeben und nirgends eine Miene gegen ihn angenommen. Ich glaube vielmehr bisher das Bestreben, überall meine freye Ueberzeugung rein erhalten zu wollen, deutlich dargelegt zu haben. Die Resultate, welche ich zwar nach Anleitung *Schellings* aber dennoch durch eigene Reflexion in mir zu finden vermochte, diese nahm ich an; wo ich sie nicht oder etwas anders fand, da sagte ich es frey und unverhohlen. Ein solches Verhältniß nennt man keine Jüngerschaft, welche überhaupt nur in solchen Philosophien Statt findet, wo der Buchstabe Symbol ist. So viel ich glaube, sucht Schelling keine Jünger, auch ist seine Darstellung nicht dazu gemacht, sich solche zu verschaffen. Wie die Einweihung in die Mysterien, so ist auch der Besitz ächter Philosophie nur das Eigenthum weniger Menschen

schen und sie kann durch Mittheilung und Jüngerschaft nichts gewinnen — nur verlieren und entstellt werden. Wie jedes große Kunstwerk, wenn es auch ungesehen und in die Tiefe des Meeres versenkt wäre, wie Schelling sagt, doch nicht aufhört, Kunstwerk zu seyn, so ist auch die Philosophie an sich groß und erhaben, ohne daß sie in die weite Welt ausgeht und das Evangelium predigt. Wenn freylich die Idee des Absoluten sich in das gemeine Wissen verpflanzen liesse und die Weisheit, wie eine Münze von Hand zu Hand wandernd, den Zweck des Löblichen und Nützlichen bald zur Erbauung, bald zu Befriedigung eines Genusses an sich trüge, so würde bald der Beyfall und der Dank der Generation ihr zu Theil werden. So aber wird mancher Zuhörer unerbaut und unbefriedigt aus den Hörsälen zurückkommen und nicht wissend, was mit dem Absoluten anzufangen sey, sich dasselbe etwa vorstellen, wie eine giganteske Statue aus den Zeiten der Heroën. Die Philosophie lebt nur im Geiste fort und erst dann, wann ihre Resultate, welche jetzt kaum geahndet werden, in das Gebieth des Wissens und Handelns ausgehen werden, wird man auf die Quelle zurücksehen und ihre Urheber verehren.

Der Rec. fährt fort: „Das *Schwanken* zwischen den entgegengesetzten Lehrsätzen beyder Philosophen (Schelling's und Jacobi's) und die Synthesis (!) in diesem Schwanken gibt dem Buche ein äusserst seltsames Ansehen und am Ende müssen beyde philosophischen Häupter mit der *Zusammenmischung* ihrer Ideen unzufrieden seyn.“

Wo ist dieses Schwanken und diese Zusammenmischung? Beydes wäre nur da, wo die Erkenntniß mit dem Glauben, Moral mit Religion, Einbildungskraft mit geistiger Anschauung, Begriff mit Idee, Verstand mit Vernunft und das Symbol mit wirklicher Vorstellung vermischt würde, eine Vermischung, welche der Unphilosophie sehr geläufig ist. Diese Beschuldigung kann mich nicht treffen, denn ich hatte ja gerade die Aufgabe mir vorgelegt, eben dieses Schwanken und Zusammenmischen aufzudecken und die Seite der Speculation von der Seite des Glaubens so abzusondern, daß sie in Zukunft nie wieder zusammengemischt werden sollten. Wie es mir hiebey gelungen ist, ist eine ganz andere Frage. Aber so viel ist gewiß, daß meine Darstellung keine Vermischung, sondern
eine

eine Absonderung, kein Schwanken, sondern ein Festhalten genannt werden kann.

Wie Schelling damit zufrieden und unzufrieden ist, hat er inzwischen durch eine eigene Schrift, betitelt: Philosophie und Religion, gezeigt, welche sich auf die meinige bezieht und womit ich auf jeden Fall Ursache habe, zufriedener zu seyn, als mit dieser Recension. Wie Jacobi über meine Schrift denkt, weiß ich nicht, aber ich glaube nicht, daß er damit unzufrieden ist, und ich wünschte in der That, daß ihm dieß Veranlassung würde, sich über meine Schrift zu erklären.

Hier kann man mit Recht fragen, warum der Rec. sich diese Bemerkungen erlaubt habe, da sie nicht nur unrichtig sind, sondern auch der Natur der Sache nach unverbürgt seyn mußten. Sieht man nicht eine Captatio malevolentiae des Publicums für den Verf. darin?

Nachdem der Rec. eine Reihe Sätze aus meiner Schrift anführte, hält er sich vier Seiten hindurch an eine Nebensache fest, nämlich an den Ausdruck von Potenz, welchen er bald in philosophisch-scholastischer, nach Galen, bald in mathematisch-scholastischer

Be-

Bedeutung ansieht und durchaus nichts mit ihm anzufangen weiß.

Wie wäre es nun, wenn ich den Ausdruck Potenz der Disposition des Rec. ganz überlasse, mir aber den Sinn davon noch vorbehalte? Es verlohnt sich der Mühe, diesen Umstand etwas weitläufiger zu berühren.

In der philosophischen Reflexion kommen unzweifelhaft in Hinsicht des Steigerns vom Einzelnen aufs Allgemeine bestimmt abgesonderte Stufen vor, welche, als Functionen eines und desselben Geistes betrachtet, auf der niedern Stufe Sinnlichkeit oder Vorstellungsvermögen, auf der mittlern Verstand und auf der höhern Vernunft genannt werden. Das nämlich, was das zerstreute Mannigfaltige in der Wahrnehmung verbindet, ist die Vorstellung und der Inbegriff dieser Einheiten Vorstellungskraft. Was die Vorstellungen wieder zur Einheit verknüpft, ist der Begriff und das Vermögen der Begriffe der Verstand. Das, was die Begriffe selbst wieder zur Einheit verbindet, ist die Idee und das Vermögen der Ideen die Vernunft. Nach dieser Erörterung gibt es also Einheiten von höherer und niederer Ordnung. Die Vor-
stel-

stellung ist eine Einheit von der niedern, die Idee eine Einheit von der höhern Ordnung. So ist z. B. die Wahrheit keine Vorstellung und kein Begriff, sondern eine Idee und zwar von der höchsten Ordnung, in welcher eine unendliche Menge von Begriffen zur Einheit verbunden ist und wovon alle physischen, mathematischen und chemischen Gesetze nur besondere Abdrücke sind. Wie nun Einheiten von höherer und niederer Ordnung in der Natur eines allgemeinen Zahlen-Systems durch das Erheben einer unbestimmten Größe $= x$ in ihren verschiedenen Potenzen entstehen und mithin jene Einheiten selbst den Potenzen gleich gelten, so kann man auch, insofern die Analogie vom Niedern aufs Höhere gilt, jene philosophischen Einheiten als Potenzen, wie auch die Functionen des Geistes überhaupt als ein Potenziren ansehen, wovon aber freylich jenes $x = \infty$ ist und daher keine Bedeutung mehr für den Mathematiker, sondern nur für den Philosophen hat.

Dieser alleinige Sinn ist mit dem Ausdruck Potenz — nämlich höhere und niedere Einheit — in der Philosophie zu verbinden und aller scholastische und galenische Quark dar-

daraus zu entfernen. Eine ähnliche Bedeutung eignet sich das Bild von der Tangente und Asymptote, von Linie und Fläche zu, welche der Rec. rügt. Ich bemerke hier im Allgemeinen, daß, so lange die Operationen der Mathematik nur in ihren Producten und Resultaten gekannt, nicht aber in ihrem Ursprung in uns selbst aufgesucht werden, alle jene Bilder keine große Anschaulichkeit gewähren können. Als ursprüngliche Acte unseres Geistes betrachtet sind das Addiren, Multipliciren und Potenziren höchst verschieden und keines ist das wiederholte andere, wie es nun einmal in der gedankenlosen Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung das Anschein hat. Durch das bloße Addiren entsteht mir immer nur 1 und 1, oder überhaupt die Einzelinheit, aber niemals ein 2. Durch das Multipliciren entsteht immer nur ein 2 mal 2, oder überhaupt die Zweyheit, aber nie ein 3. Durch das Potenziren allein entsteht die Dreyheit. Die Wurzel aller Addition ist $= 1$. Die Wurzel aller Multiplication $= 2$. Die Wurzel aller Potenzirung $= 3$. Die Entstehung dieser Wurzeln beruht auf höchst verschiedenen Functionen in uns selbst. Denn da alle möglichen Größen in der Welt willkührlich als 1. 2. 3. angesehen wer-

werden können, so fragt sich, was jene Zahlen unabhängig von diesem willkührlichen Gebrauch oder was sie an sich sind. Wie mit den ursprünglichen Wurzeln aller Zahlen, so verhält es sich auch mit den Dimensionen des Raums. Wie aus der wiederhohlten Länge keine Breite und aus der wiederhohlten Breite keine Tiefe entsteht, so gehen auch jene Zahlen nicht durch Wiederhohlung auseinander hervor. Jede hat in unserm Geist ihren eigenthümlichen Act, aus welchem sie ursprünglich hervorgeht, welchen aber der Mensch, der einmal in die Erfahrung versunken ist, nicht mehr abzusondern im Stande ist.

Ich kann hier nur das noch beysetzen, daß die gleiche Absonderung von Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft in uns auch die Verschiedenheit sowohl der Zahlenwurzeln als der Dimensionen des Raums hervorbringt und daß das Addiren wie die Länge des Raums aus der Function der Sinnlichkeit, das Multipliciren wie die Breite aus der Function des Verstandes und das Potenziren wie die Tiefe aus der Function der Vernunft hervorgeht. Ich muthe hier dem Rec. nicht zu, daß er diese Resultate einer höhern Reflexion ohne weitere Beweise annehme und aufs Wort glaube,

be, aber durch sie berechtigt, darf ich ihn bitten, seine Urtheile über das wechselseitige Verhältniß der Mathematik und Philosophie, wie sie in meiner Schrift in Beziehung stehen und ihm ganz unverständlich zu seyn scheinen, so lange zu suspendiren, bis die erstere durch die letztere überhaupt eine höhere Bedeutung, als sie bisher hatte, gewonnen haben wird.

Nachdem der Rec. wieder eine Reihe Sätze, welche er übrigens mit unwürdigen Gleichnissen unterbricht, erzählt hat, stößt er auf folgende Bedenklichkeit: „Wie können sich die Freyheit und die Nothwendigkeit in Absoluten = Wille = Vernunft einverleiben? Congruiren sie als Entgegengesetzte in demselben Punct, so werden sie sich beyde aufheben, sie werden seyn = 0 = dem Nichtserkennen und Nichtswollen.“

Allerdings, und ich wollte gar nichts anders damit ausdrücken, als was der Rec. hier meynt. Dieß ist eben das Crux der Unphilosophen. Eben diese Null bedeutet die völlige Indifferenz des Willens. Denn wäre der Wille durch irgend etwas ursprünglich bestimmt

stimmt oder in irgend einem bestimmten Wollen begriffen, so wäre es nicht mehr reiner Wille; jene Indifferenz bedeutet insofern ein Nichtswollen. Eben so liegt im höchsten Erkennen nichts bestimmtes mehr, was erkannt würde. Jene Indifferenz ist daher ebenfalls ein Nichtserkennen. Aus der wahren Ansicht des Absoluten gelangt *Schelling* und neuerlich auch Hr. *Weiller* zu dem Satz, daß alles Bestimmte, Concrete in der Sinnenwelt gegen jene Idee gehalten, ein wahres Nichts sey, woraus folgt, daß das Erkennen einer solchen Bestimmtheit ein Nichtserkennen, die Idee des Absoluten hingegen ein Alles-Erkennen seyn müsse.

Rec. fährt fort: Wenn H. E. sagt: „Die göttliche Flamme schlägt ein in die sichtbare Welt und zündet das Licht der Vernunft an, aber das Licht wird getrübt durch die blinde Nacht der Nothwendigkeit, so entsteht die Frage: woher diese Nacht und ihre Blindheit? Warum schlägt dieses Licht in sie ein? Ist aber Finsterniß nöthig neben dem Lichte, so steht es sehr schlecht um die Einheit des Systems, um derentwillen doch alle Potenzirungen, Indifferenzirungen und Einverleibungen vorgenommen wurden.“

Hat

Hat Rec. übersehen, was ich so oft sage, daß da, wo keine Demonstration und Deduction mehr gelte, wo diese beyden selbst erst ihren Ursprung erhalten, auch die Frage: Woher und Warum? völlig unstatthaft sey und nur durch ein Gegebenseyn von unmittelbarer Offenbarung beantwortet werden könne. Das Absolute, sagte ich, habe nur einen Werth für Wollen und Erkennen, und nicht für den Glauben. Jene göttliche Flamme des Jenseits kommt daher eben so wenig aus dem Absoluten als die blinde Nacht des Diesseits, obgleich beyde jene Indifferenz bilden, aus welcher Wollen und Erkennen hervorgeht. Der Gegensatz des Jenseits und Diesseits bleibt unbeschadet der in der Speculation erhaltenen absoluten Einheit als Basis der Philosophie stehen.

Rec. nennt den Paralellism der Reflexions-Stufen mit der Dreyeinheit im Glauben eine gewaltige Ketzerey.

Wozu führt eine falsche Ansicht nicht? Was konnte ich denn anders damit andeuten wollen, als daß die philosophische Reflexion jene ewige Dreyeinheit, welche sie in sich selbst findet, nicht als Inhalt, sondern nur als

als Symbol und Schema in den Glauben hinein-
 eintrage und daß im Uebersinnlichen Vater,
 Sohn und Geist eben das ausdrücken, was im
 Erkennbaren Seele, Vernunft und Verstand be-
 zeichnen. Ist der Rec. Theolog, so möge er
 mir die Frage beantworten, ob es weniger
 Ketzerey ist, wenn die Theologie ihre Bilder,
 Würden und Eigenschaften aus unserer Er-
 kenntnißswelt nimmt und im Superlativ auf
 das Uebersinnliche überträgt? Sollten hier
 die philosophischen Reflexionsstufen nicht
 noch ein besseres Regulativ zu Symbolen
 seyn, als die Anwendung unserer Kategorien-
 Tafel auf das Heilige und Unsichtbare?

Was die Gegensätze von dem guten und
 bösen Princip von Gott und Teufel, Himmel
 und Hölle u. s. w. betrifft, welche der Rec.
 anführt, so gehen sie mich hier nichts an,
 weil meine Schrift sich in keinen dieser Ge-
 gensätze eingelassen hat und es wäre bloßer
 Muthwille, wenn Rec. diese Gegensätze mit
 den meinigen verwechseln wollte. Ich läug-
 ne übrigens nicht, daß Rec. durch Aufstel-
 lung dieser Gegensätze und zwar in dieser
 Beziehung einen ächt philosophischen Blick
 in eine noch wenig entdeckte Region gethan
 habe.

Was

Was Rec. sagt, daß ich von Schelling behaupte, er habe die Idee der Tugend aus der Vernunft ausgeschlossen, hat auch Schelling in seiner letzten Schrift sehr hart genommen und mich beynahe deswegen unter die Trebern gemischt. Es ist aber in jener Stelle von keinem positiven Ausschliessen die Rede, sondern nur von einer bisher unterlassenen Erwähnung und Zusammenstellung derselben mit den andern Ideen, welche man in einem System, welches die Grundideen der Vernunft aufzählen soll, wohl fordern kann.

Der Rec. spricht weiter: „Unser häretischer Verfasser (wenn der Ausdruck häretisch nicht Muthwille oder Unverstand ist, so wird er etwa so viel bedeuten sollen, als nicht übereinstimmend mit der Rechtgläubigkeit des Rec.) wagt einen *unglücklichen* Versuch, dem Schellingischen System in Absicht der Entstehung der Differenz zu Hülfe zu kommen“ und führt hiezu eine Reihe Sätze aus meiner Schrift an.

Jedermann hätte hier mit Recht erwarten können, von dem Rec. den Beweis zu vernehmen, warum der Versuch unglücklich abgelauf-

gelaufen sey, wo der Fehler versteckt liege, und wo sich die Widersprüche finden. Ich gestehe, begierig gewesen zu seyn, diesen Beweis zu finden, weil gerade hier der Rec. sich in eine der schwierigsten Untersuchungen mit mir hätte einlassen müssen. Aber ich fand keine Sylbe von einem Beweis. Heißt man eine solche Gemüthsart, welche etwas verwirft und verkleinert, ohne zu zeigen, worin und warum gefehlt ist und was ein solches Urtheil veranlasse, nicht erbärmliche Tadelsucht, welche nur in Caffé-Visiten, aber nie in eine literarische Unterhaltung gehört? Da, wo der Beweis des unglücklichen Versuchs kommen sollte und ihn Jeder erwarten könnte, steht der exclamatorische Ausbruch: ein merkwürdiges Resultat! und der Rec. setzt noch folgendes Unwürdige hinzu: „die Schellingische Philosophie soll in sich wahr seyn, aber ihr widerspreche eine göttliche Offenbarung, es sey eigentlich kein Fehler in ihr, es scheine nur einer in ihr zu seyn und dieser scheinbare Fehler komme von Gott.“

Was will der Rec. mit dieser kurzsichtigen Stelle? Wo steht, dafs eine unmittelbare Offenbarung dem Schellingischen System wider-

widerspreche? Aus welchen Sätzen geht hervor, daß ein scheinbarer Fehler von Gott komme? Rec. bedenkt nicht, daß er mit dieser Tirade entweder seine Rechtgläubigkeit oder die Wahrheit aufopfert. Denn wenn das in sich Wahre einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung widerspräche, so müßten ja die Theologen an aller menschlichen Wahrheit verzweifeln. Kann ein System nicht in sich wahr seyn und doch sein Princip von etwas Höherem erhalten haben? Die Wahrheit eines Systems geht nach innen und nicht über dasselbe hinaus.

Mit der Wahrheit des Schellingischen Systems, insofern es innerhalb der Gränzen unserer Erkenntniß liegt, bin ich vollkommen einverstanden und keiner meiner Sätze widerspricht demselben. Die eigentliche Frage unter uns ist: soll das Absolute noch in jenes Unbegränzte, was ich Glauben nenne, hinausgerückt werden, oder soll es die Gränze der Speculation bezeichnen? Ist das, was ich nur im Glauben ahnden lasse, für den Hellsiehenden noch im Wissen und Anschauen enthalten?

Hätte Rec. meine Schrift aufmerksamer gelesen, so würde er keinen Mißverstand der
Art

Art zugelassen haben. Denn da, wo ich mich von Schelling trenne, ist mir die Wahrheit selbst nur ein untergeordnetes Glied und jene Differenz, welche ich behauptete, kann, da sie ausser dem Absoluten liegt, der innern Wahrheit und Einheit des Absoluten nichts schaden.

Der Rec. stößt auf folgenden Widerspruch:

„Zuerst heiße es: Was auf der ersten Stufe Einheit sey, gehe auf der zweyten in Duplicität auseinander und verknüpfe sich auf der dritten in Triplicität. Und doch werde nachher behauptet, daß die Vorstellung etwas von drey Seiten auffasse, was im Begreifen nur noch zwey habe und in der Idee sich vollends auf eine einzige zusammenziehe.“

Dieser scheinbare Widerspruch löst sich dadurch, daß im erstern Theil eine Triplicität von Functionen, welche in der Vernunft als höchste Einheit begriffen sind, verstanden ist, im zweyten Theil hingegen ein dreyfach bestimmtes Product gemeint ist, welches die Vorstellung auch von drey Seiten auffassen kann. Je mehr nämlich das Einzelne oder Concrete sich dem Allgemeinen nähert, desto mehr

mehr Bestimmungen fallen aus ihm weg, so daß zuletzt nur eine Seite, wie z. B. in der Idee für die Reflexion übrig ist. Das Product wird nach und nach seiner Function selbst ähnlicher und geht wie in der Idee ganz in sie über. Eine nähere Entwicklung dieser Sätze, wozu hier kein Raum ist, ist ein Hauptmoment der Schellingischen Philosophie.

Nun wagt Rec. zum erstenmal eine eigene Ansicht, welche aber ganz in die Jacobi'sche übergeht, in folgendem: „Es gebe ein Gebieth einer dem Menschen unüberwindlichen Unwissenheit, das Bewußtseyn dieses Nichtwissens sey das Höchste im Menschen. Der Ort dieses Bewußtseyns sey der dem Wissen unzugängliche Ort des Wahren. Mit dieser Annahme muß aber zugleich eine Schellingische intellectuelle Anschauung des Absoluten als einziges Organ der Wahrheit zum bloßen Schatten werden und H. E. sucht sehr unbehuthsam dem Schellingischen System durch Mittel zu helfen, welche es unfehlbar zerstören.“

Dieses „sehr unbehuthsam“ steht wieder ohne Beweis da, wie alle die artigen Ausdrücke

drücke des Rec. Dafs es so sey, muß ihm das Publicum aufs bloße Wort glauben, denn die Rec. dieser Zeitung sind über den Beweis erhaben. Welches sind denn die Mittel, welche, indem ich zu helfen suche, unfehlbar zerstören? Ist dieß etwa die mit Schelling gleiche Annahme einer intellectuellen Anschauung des Absoluten und doch zugleich auch die Annahme eines jenseits des Absoluten Liegenden im Glauben? Wenn es dieß ist, so antworte ich: — keineswegs. So gewiß die Function des Verstandes im Denken beschlossen ist, so gewiß ist die höhere Function der Vernunft kein Denken mehr, sondern ein Idealisiren oder intellectuelles Anschauen, aber erst jenseits dieser Anschauung und diese vielmehr begränzend tritt mir der reine Glaube hervor. Beyde also, Glaube und intellectuelle Anschauung, zerstören einander nicht, sondern unterstützen vielmehr einander.

Wenn dieß wirklich der Sinn von Jacobi seyn soll, dafs der Ort des Bewustseyns eines Nichtwissens der dem Wissen unzugängliche Ort des Wahren sey, so muß ich gerade hier eine Differenz zwischen ihm und mir bemerken. Da, wo das Wissen aufhört und

9

der

der Glaube anfängt, da hat für mich die Wahrheit selbst keine Bedeutung mehr, die doch nur im Wissen und für das Wissen da ist. Der Glaube, welcher vom höchsten Erkennen seine Richtung ins Unsichtbare nimmt oder vielmehr diese Richtung der Seele selbst ist, hat nichts mehr mit der innern Wahrheit unserer Erkenntnisse zu schaffen. Für das bestimmte Wissen ist freylich jener Ort unzugänglich, weil er selbst das höchste Wissen oder das Sich-selbst-Wissen ist, aber dem ungeachtet bleibt die Wahrheit ein vollkommenes Eigenthum der Vernunft und ist eine Grundidee derselben. Jedes Gesetz in der Natur ist ein Abbild dieser Idee und wer im Stande wäre, alle Gesetze des Universums mit einem einzigen Blick zu umfassen, der würde in der That die Idee der Wahrheit selbst ganz rein und helle anschauen. Eine Forderung der Art, aber freylich mit vermindertem Maasstab, ergeht an jeden Philosophen vom Standpunct des Absoluten und das Geforderte heisst: reine intellectuelle Anschauung.

Nun führt Rec. eine Reihe frischer Sätze auf, theils um meine Schreibart zu zeigen, theils um die Inspiration des Unsichtbaren von Iacobi bemerklich zu machen, und am
 Ende

Ende fragt sich der Rec., wie passen diese Stellen zu dem Schellingischen System? Ich antworte —: sehr gut; wie ich inzwischen bewiesen habe.

Der Rec. stößt auf folgende Einwendung:

„Da ich die Gottheit sowohl ausser dem Sichtbaren als Unsichtbaren setze, so könne sie weder erkannt noch geglaubt werden.“

Die richtige Lösung dieses Einwurfs beruht auf der richtigen Auffassung dessen, was ich Glauben nenne und ich muß in der That dabey auf eine Anschauung im Menschen selbst verweisen, die sich nicht lehren oder mittheilen läßt. Zum Behuf dieser Anschauung bediene ich mich folgenden Bildes: nach meinen Sätzen verhält sich das Sichtbare zum Unsichtbaren wie der Mittelpunkt zur Peripherie. Das Erkennen nun geht nicht über den Mittelpunkt hinaus, der Glaube hingegen nimmt seine Richtung gegen die Peripherie. Nun ist mir Gott als die Asymptote des Seligen das Umfassende von Beyden, sowohl des Sichtbaren als des Unsichtbaren. Mithin ist der Glaube allein noch das, was seine Richtung gegen jene Asymptote nimmt, ohne sie je zu erreichen. Geglaubt muß Gott werden,

den, aber der Glaube besteht ja selbst nur in einer unendlichen Annäherung an Gott.

Nun kommt Rec., wie schon anfangs zu erwarten war, mit folgender würdigen Bemerkung zu Ende: „Eigenthümlich „ist unserem Verf. ein anderes Resultat. „Schwärmerey oder Atheismus, heißt es „pag. 17., treten auf der Stufe der Reflexion oder des Verstandes hervor. Im „Ewigen der Vernunft löst sich dieser „Streit in Harmonie auf. Sie ist also „eine Harmonie zwischen Schwärmerey „und Atheismus und in Wahrheit das „Ziel, bey welchem Hr. E. anlangt.“

Dieß soll vollends der schärfste Pfeil seyn, welchen der Rec. schon vornen beym Lesen des Buches in seine Galle tauchte und am Ende erst abdrückte. Diese Stelle hat aber zwey Lesarten — eine gute und eine schlimme. Die gute ist: im Ewigen der Vernunft, wo alle Differenz, welche auf der Stufe des Verstandes Statt hat, verschwindet, muß ohne Zweifel auch der Streit zwischen Atheismus und Schwärmerey sich enden und Harmonie und Ruhe an seine Stelle treten. So gut aber ist diese Stelle beym Rec. nicht ge-

gemeynt, sondern eine mit Atheismus vermischte Schwärmerey (was freylich keine Harmonie wäre) soll der Sinn des Rec. und das Ziel seyn, bey welchem ich anlange.

Diefs ist zu guter letzt der Stachel der giftigen Mücke, welche ihr Liedchen schon so lange um die Ohren gesummt hat. Also Atheist und Schwärmer aus einem Stück! Da das Buch zweyerley Inspirationen hat, ist etwa die Schellingische Hälfte die atheistische und die Jacobische die schwärmerische, oder umgekehrt? Auf jeden Fall veräth es einen feinen Blick, daß der Rec. in einer an sich gleichgültigen Bemerkung schon die ganze Absicht der Schrift eingewickelt, schon vornen S. 17. das Ziel findet, an welchem ich anlange.

Ein anderer Rec. der nämlichen Schrift, welcher an dem Verf. seine Achtung für Religion und Sittlichkeit eben so öffentlich rühmt, als dieser sie tadelt, hat nun freylich nicht so fein gewittert, wie dieser. Aber welcher von beyden hat nun recht? Der eine spricht dem Verf. Achtung für Religion und Sittlichkeit zu, der andere nennt das Buch eine Mischung von Atheism und Schwärmerey

mercy und den Verf. häretisch. Wer von beyden hat nun recht gesehen? Es sind doch wohl entgegengesetzte Urtheile, oder ist etwa Achtung für Religion mit Atheism einerley und Achtung für Sittlichkeit mit Schwärmerey?

Warum nicht? — Gewisse Rec. nehmen dergleichen Gegensätze nicht so genau. Der Vorwand ist immer gültig, daß im Ewigen der Vernunft alles identisch sey. Ich antworte: wohl wahr — nur der Irrthum und Widerspruch nicht. So ewig die Idee der Wahrheit in der Vernunft ist, so ewig ist der Irrthum und Widerspruch von ihr ausgestossen und erzeugt sich erst in den niedern und verkehrten Ansichten, wie z. B. in dieser Recension.

In dem Buche steht geschrieben, daß Religion das Höchste im Menschen sey, daß der Glaube an Gott und Unsterblichkeit die höchste Function der Seele sey, wohin keine Speculation mehr dringe. Zu welcher Seite gehört nun nach dem Rec. diese Behauptung — zur atheistischen oder schwärmerischen? Aber es steht auch in dem Buche, daß Atheismus und Schwärmerey zwey verunstaltete Abweichungen von der Reinheit des Glaubens seyen und dadurch entstehen, weil der Verstand

stand sich ein Recht gebe, seine Begriffe und Urtheile in das einzumischen, was nur durch unmittelbare göttliche Offenbarung gegeben sey. Zu welcher Seite gehört nun diese Behauptung nach dem Rec.? Sollte etwa das, was den Atheismus widerlegt und in seiner Blöße zeigt, selbst Atheismus seyn und sollte etwa das, was die Schwärmerey zernichtet, selbst Schwärmerey seyn? *Paule, du rasest! Du bist ein Ketzer!*

Ich glaube nun alles, was in der Recension unrichtig ist, berichtigt, und allem, was als Rüge, Einwurf, Bedenklichkeit und Mißverstand darin begriffen ist, durch die nächsten dahin einschlagenden Gegenbeweise begegnet zu haben. Das, was ich etwa nicht berührte, ist nach genauer Vergleichung schon in der Beantwortung der übrigen Einwürfe enthalten. Sollte der Rec. wieder hierauf antworten, so will ich ihn bitten, ebenso strenge bey den Beweisen zu bleiben, als ich es mir hier zur Pflicht gemacht habe und mich wenigstens einigermaßen mit den oben berührten Fragen bekannter zu machen, was er Glauben nenne, was ihm das Absolute, was ihm Religion und Offenbarung und ihr Verhältniß zur Erkenntniß sey, u. s. w.?

Viel-

Vielleicht findet sich doch allmählig eine Annäherung unserer Ansichten durch Beweise.

Mit meiner Rechtfertigung wäre ich nun zu Ende, aber es steht mir noch ein Urtheil zu, welches die ganze Recension angeht, ob sie nämlich in Wahrheit auch die Erfordernisse einer brauchbaren Recension habe? Ich mag mich in die Lage als Verfasser oder als Publicum setzen, so fällt in beyden Fällen die Frage sogleich auf, wozu eine solche Recension führen solle, welche sich nirgends in die Hauptsache einläßt, sondern nur an einzelnen Sätzen fest hält? Es ist leicht ersichtlich, daß eben diese Trennung des Einzelnen vom Allgemeinen die obigen Mißverständnisse erzeugt habe,

Erstlich, was leistet diese Recension für das Publikum? Den Werth oder Unwerth der Schrift zu zeigen, ist sie nicht geeignet. Es finden sich zwar einige Spottreden, besonders in der Schellingischen Hälfte, welche aber die Hauptsache in Ruhe lassen. Eben so finden sich mehrere Rügen und Einwürfe, aber sie gehen nur aufs Einzelne, nicht aufs Ganze. Besser zwar scheint der Rec. (denn gewiß erfährt man es nicht) mit der Jacobi-
schen

schen Hälfte zufrieden zu seyn. Aber die herrschende Idee dieser Schrift, der Standpunkt, welchen sie sich gewählt hat, ihre Beziehung auf die herrschenden Systeme der Philosophie bleibt doch dem Publicum ein verschlossenes Geheimniß und der Rec. kreist nur aussen herum, geht nie hinein, wie wenn es ein Noli me tangere wäre. Vielleicht liefert sie aber dem Publicum eine desto getreue Uebersicht? — Keineswegs, aber übersehen hat der Rec. Vieles und zwar die besseren und deutlicheren Sätze. Doch — er wollte sie ja nur anführen, oder vielmehr untereinander werfen, um meine Schreibart zu zeigen, welches bey solchen Materien wohl die Hauptsache seyn wird. Ueberdies ist es ja nur, mochte Geduld oder Kraft ausgehen, eine Dreyviertheils - Recension. Das Publicum also gewinnt nichts durch sie, als daß es jetzt weiß, daß unter der zahllosen Menge von Individuen ein einziges sich weder dafür, noch dagegen erklärt hat, und wenn es dem Rec. aufs Wort glauben will, so wird es eine Schrift, die sich weder loben noch tadeln läßt, als eine uninteressante Sache auch nicht kaufen.

Ist aber zweytens die Recension etwa zur Lehre und Warnung für den Verf. geschrieben?

ben? Ich finde nichts, was mich belehren könnte. Mich zum Schweigen zu bringen, ist in der ganzen Recension wenig Anstalt getroffen. Gelobt bin ich auch nicht, und daß ich es nicht bin, lobe ich selbst. Denn meine Empfänglichkeit für das Lob der Rec. hätte leicht eine Erschlaffung auf dem Wege zur Wahrheit zur Folge haben können. Ein ungründliches Lob lähmt die Kräfte, ein gründlicher Tadel spornt sie an, ich wünschte daher, daß mir das Letztere widerfahren wäre. Dieß alles wird mir der Rec. um so eher glauben, wenn ich ihm sage, daß ich vormals das nämliche Metier trieb und nun aus mir selbst weiß, wie jeder nur sein Leibliedchen singt und, wenn er in das Horn der literarischen Fama stößt, durch all das Gewirre von gedruckten Noten nur seine eigene Melodie herausbläst; da ich aus mir selbst weiß, welch kleinen Ursprung Lob und Tadel im Recensenten hat, wie oft allmählig das Quellchen zum Bach und endlich zu einem Strom anschwillt, welcher das Gute mit dem Schlimmen zugleich niederreißt; da ich aus mir selbst weiß, was die jedesmalige Gemüthsbeschaffenheit und äussere Umstände vermögen, wie viel der Neid auf die siegende Parthey und das Mitleiden mit der unterliegenden

den

den dabey wirke. Mit einem Wort — Lob und Tadel ist größtentheils nur das Feilbiehen einer fremden Individualität, um einen theuern Anschlag an seine eigene zu haben. Ich gestehe zwar ein, dafs ich es im Recensiren nicht weit gebracht habe, aber doch lernte ich dabey die guten und schlimmen Eigenschaften einer Recension kennen, deren wesentliche Seiten ich hier dem Rec. zur Selbstbeschauung und dem Publicum mittheilen will.

Um mir die veränderliche Natur der Rec., ihre Ungleichheit in Ansichten und Meynungen bey einerley Sache, ja sogar ihren geraden Widerspruch, wie z. B. bey meiner Schrift zwischen Achtung für Religion und Sittlichkeit und zwischen Ketzerey und Mischung von Atheismus und Schwärmerey, ferner das Hineinspielen des Persönlichen, Animosen, des beweislosen Sentimentalen und der Tiraden und Machtsprüche in eine allgemeine Reflexion zu erklären, suchte ich schon längst ein Bild in der Natur, weil ich gerne alles unter Bildern anschauete, und fand es am angemessensten in einem gleichschenkeligen Triangel unter folgender Construction.

An

An der Spitze des Triangels steht der Rec., welcher den Spiegel vorstellt, an einem Winkel der Basis steht der Verfasser, als das einfallende Bild, am andern Winkel das Publicum, welches das reflectirte Bild auffasst. Jedermann wird es deutlich seyn, daß hiebey alles auf die Beschaffenheit des Spiegels ankommt.

Ist der Spiegel gut polirt, in seiner Masse rein und vollkommen eben geschliffen, so wird auch das reflectirte Bild dem einfallenden vollkommen gleich seyn und das Publicum wird eine getreue Darstellung der recensirten Schrift erhalten.

Diefs wäre die gerade Norm, aber es gibt verschiedene Abweichungen von ihr.

Ist der Spiegel grob geschliffen, hat er aufgedunsene Blasen, eine unreine Masse, so wird das Publicum nur ein verunstaltetes, häßliches Bild darin erblicken.

Ist der Spiegel convex, so wird das Bild verkleinert und seine ursprünglich aufstrebende Bildung in ein Duodezformat gezogen.

Ist

Ist er concav, so wird das Bild vergrößert, ja in der Entfernung des Brennpuncts ins Unendliche erhoben, kommt aber bald darauf verkehrt zum Vorschein.

Ist der Rec. oder Spiegel matt geschliffen, so erhält das Auge des Publicums nur ein trübes Bild, von kraft- und saftloser Gestalt, bleichem Aussehen, wie wenn es von der Fläche eines von stehendem Regenwasser angefüllten Sumpfs reflectirt würde.

Ist der Rec. oder Spiegel ein Polyeder, so sieht das Publicum in einem und demselben Bilde, als einem wahren Originalgenie die Fruchtbarkeit von hundert Andern.

Ist der literarische Spiegel von gefärbtem Glas, was sehr häufig der Fall ist, so versteht sich, daß das ganze Bild des Verf. auch die nämliche Livrey tragen muß — bald eine blaue düstre und übellaunige, bald eine gelbe, gallensüchtige, bald aber auch eine purpurne glänzende von lebhaften Witz, oft auch satyrischer Laune, bald eine moderne, verbrämte und farbenspielende, bald eine alte längst aus der Mode gekommene, welche dem Spott der Leute Preis gegeben wird.

Hier-

Hieraus sieht man, wie ein und dasselbe unschuldige Bild des Verf. durch die oberflächlichen Eigenschaften des Rec. oder Spiegels Veränderungen erleidet, welche ihm selbst nicht eigen sind und welche das Publicum oft für das wahre Bild selbst hält. Es ist freylich sonderbar, daß das treuherzige Publicum, welehes in jenem Triangel nur einen einfachen Weg zum wahren Gegenstand hat, oft weit lieber den doppelten Weg durch Reflexion zu demselben nimmt.

Ausser den Beschaffenheiten des Spiegels kommt es auch noch und zwar hauptsächlich auf das Licht an, in welches der ganze Triangel gestellt wird — ob die Sonne ihn bescheint oder ob trübe Witterung ist, ob er in einen erleuchteten Saal steht, oder nur von einer Nachtlampe erhellt wird.

Geht z. B. der Ruhm des Genies oder des Products der Recension voraus, so steht der Triangel ohne Zweifel schon in der Sonne an einem freyen erhabenen Ort, wo Jeder schon von ferne angezogen wird. Ist hingegen die Fama stille und wenig Lärmen, so wird auch zur Recension nur der niedere Stand des Barometers gewählt.

Ist

Ist der Verf. sonst in großer glänzender Gesellschaft, so ist der Saal für den Triangel aufs schönste erleuchtet. Ist er aber ein Neuling, der zwar schüchtern und bescheiden, aber zum erstenmal die Messe besucht, so steht der Triangel ohne Zweifel nur in der Helle einer Nachtlampe.

Die weitere Anwendung des Triangels auf Recensionen, wie überhaupt die völlige Erklärbarkeit der veränderlichen Natur der Rec. aus diesem Bilde, wird Jeder, wie ich hoffe, von selbst finden. Ich bemerke nur noch, was aber auch das Publicum schon weiß, daß in einer guten Brillenschleiferey alle möglichen gefärbten Gläser, und in einer guten Spiegelfabrik alle Façonnen von Spiegeln unter gewissen Bedingungen immer zu haben sind.

Nun wieder zur Sache. — Wie ich gezeigt habe, so ist die Recension weder für das Publicum noch für den Verfasser geschrieben, es ist also nur das dritte Glied, nämlich der Rec. selbst, noch übrig — und dieses meyne ich auch. Der Rec. hat diese Recension für sich selbst geschrieben, es ist ein treffliches Nachtstück, welches er zu fleisiger

ger Beschauung in seinem Kabinet aufhängen möge.

Nach allem dem kann man mit Recht fragen, was ist denn eine gute Recension? Eine vorzügliche Eigenschaft ist wohl jene, wo der Rec. oder Spiegel vollkommen polirt und eben geschliffen ist, keine matten Stellen und Blasen und keine unreine Masse hat und überhaupt durch seine eigene Gestalt nichts am Bilde verändert. Eine Recension ist das Portrait des Geistes, worin der Rec. sich als Künstler auszeichnen, der Verf. aber vollkommen getroffen seyn muß. Eine gute Recension darf weder für das Publicum, noch für den Verfasser, noch für den Recensenten geschrieben seyn, sie ist ein frey entworfenes Kunstwerk, an sich unabhängig von allen empirischen Bestimmungen. Lob und Tadel, Lehre und Warnung dürfen sich nur in den entferntesten Berührungspuncten mit der Individualität des Verf. blicken lassen. Der Werth oder Unwerth einer Schrift darf nie unmittelbar ausgesprochen werden, sondern erst aus der Entwicklung selbst hervorgehen. Eine Recension ist keine Ephemere und gehört der Nachwelt so gut wie die Schrift, und da sie ja der Maasstab für die Originalität eines Andern seyn soll, so muß sie selbst

selbst unter die originellsten Producte gerechnet werden. Jede Recension sollte ein freundschaftlicher Dialog seyn, in welcher die Idee des Verf. mit der Idee des Rec. wechselseitig ausgeglichen, die niedere Ansicht in ihrer Blöße und die höhere in ihrer Fülle dargestellt wird. Diefs als die Basis der Recension aufgenommen, ist der raisonnirte und zum Einverständniß gebrachte Maasstab, an welchem alle einzelnen Sätze der Reihe nach geprüft und bestritten werden müssen. Ein Muster zu solchen Dialogen in Hinsicht der Schönheit und des Anstands des Vortrags sind die Platonischen Gespräche.

Dafs diese Idee wie jede andere in ihrer Ausführung eine schwierige Aufgabe sey, beweist nichts gegen ihre Ausführbarkeit überhaupt. Ist uns doch auch manche Idee von Kunstwerken verlohren gegangen, welche unter Griechenlands Söhnen ausgeführt wurden. Hier ist gemeynt, dafs einmal der Kampf der Partheyen verschwinde, denn das sparsame Körnchen des Guten, welches daraus hervorgeht, ist einer solchen Anstrengung nicht werth. Das Einmischen des Persönlichen und Leidenschaftlichen hemmt die Uezeugung, Neid und Verläumdung hindern die ruhige Beschauung des Allein-Wahren. Die
Sphäre

Sphäre des an sich Schönen und Wahren muß vom Nützlichen und Bequemen so lange geschieden bleiben, bis jenes vollkommen ausgebildet sich selbst die Mittel verschafft, welche beydes vereinigen.

Iedes Zeitalter hat seinen eigenen Conversationston, in welchen alles Vergängliche gleich einer Mode seinen Farbenwechsel niederlegt. — Allein was wird die Nachwelt nach dem unsrigen fragen? Aber nach unsern Ideen und unsern Kunstwerken muß sie fragen, weil diese gleich ewig mit den ihrigen sind. Wenn die Conversationsstücke unserer Theater längst ausgespielt und vergessen seyn werden, wird Shakspeare, Göthe und Schiller noch leben. Gerade so verhält es sich mit unsern Recensionen, sie sind vollkommne, zum Zeitvertreib herabgewürdigte, Conversationsstücke; sie sollen aber Kunstwerke seyn, welche Ideen ausdrücken und, im Archiv der Zeit niedergelegt, der gründlichste Maasstab werden, nach welchem ein ganzes Zeitalter geschätzt wird. Ein Institut, das dieses begünstigte, würde zwar an Extension verlieren aber an Intensität ohne Vergleich gewinnen und der Nutzen würde in einer weit höhern Progression daraus hervorgehen.



Eschenmayer, Carl A.,

Der Eremit und der Fremdling Gespräche über das Heilige und die Geschichte

Erlangen 1805

P.o.germ. 331

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107888-5